
K u r z e

G e s c h i c h t e d e r S t a d t W i e n.

Wien, die Residenz-Stadt des österreichischen Kaisers und die Hauptstadt von Oesterreich, ist uralt; doch findet man über das wahre Alter und die allererste Gründung derselben bey den Geschichtschreibern wenig zuverlässige Nachrichten.

Älteste Geschichte.

Der älteste Name war Windemon, Windobona (ein am Wasser gelegener waldiger Wohnplatz). Da die erste Anlage der Stadt dicht am erhabenen Ufer der Donau war, so schlugen die alten Römer hier das Stand-Quartier oder Cantonirungs-Lager der dreyzehnten Legion auf, um dadurch den Uebergang über den Fluß in ihrer Gewalt zu haben, und die Feinde abzuhalten, über denselben vorzudringen. So lag vom Kaiser Augustus, also um die Zeit der Geburt Christi, bis auf Kaiser Vespasian die dreyzehnte und später die zehnte Legion hier, welches unter andern mehrere Steine, Denkmähler und Münzen beweisen, die man noch in neueren Zeiten an einigen Orten der Stadt gefunden hatte.

Kaiser Probus ließ die ersten Weinreben aus Griechenland in die Gegend von Windobona bringen, und legte dadurch den Grund zu dem in Oesterreich jetzt so ausgebreiteten Weinbaue.

Da das römische Reich geschwächt, und endlich von auswärtigen Völkern bestürmt wurde, ist Windobona bald diesem bald jenem Beherrscher zu Theil geworden, bis die Römer es den Rugen, einem gothischen Völkersamme, durch einen Vertrag überließen. Unter ihrer Herrschaft bekam Windobona auch den Nahmen Favianaa und Fabiana, woraus der Nahme Viana, endlich Vienna, und zuletzt der deutsche Nahme Wien entstanden ist. Die Rugier wurden in der Folge von andern gothischen Völkern verdrängt, und diese wieder von den Hunnen und Awaren; und Windobona blieb unter der Herrschaft dieser nordischen und anderer wilden Völker bis auf Carl den Großen.

Severin breitet die christliche Religion um Wien aus.

Die christliche Religion ist zu Anfang des fünften Jahrhunderts durch einen afrikanischen Mönch, Severin, in der Gegend um Wien eingeführt worden, der auch Klöster und Kirchen anlegte. Zu Asturis, einem oberhalb Greifenstein am Ufer der Donau gelegen gewesenen Orte, soll er zuerst gewohnt, und dann nach Comagena, dem jetzigen Greifenstein gezogen seyn, und überall eifrig an der Bekehrung der Bewohner der umliegenden Gegenden gearbeitet haben.

Zu dieser Zeit riß in Wien zur Winterszeit eine Hungersnoth ein, welche viele Menschen dahin raffte. Die Einwohner wendeten sich in dieser Bedrängniß an Severin. Er kam nach Wien, und beredete die Reichen, welche Vorrath an Lebensmitteln hatten, und besonders eine vornehme römische Matrone, Namens Procla, die viel Getreide aufgekauft und verborgen hatte, dasselbe unter die Nothleidenden auszutheilen. Durch das menschenfreundliche Bemühen des frommen Mönches, und auch dadurch,

daß die Eisdecke von der Donau sich los machte, und dann auf derselben Lebensmittel zugeführt werden konnten, wurden die Bewohner Wiens vom Hungertode gerettet.

Severin bemühte sich eifrig das Christenthum weiter auszubreiten. An den Mauern Wiens bauete er zur Verehrung des wahren Gottes eine Kirche, und da, wo jetzt Heiligenstadt steht, ein Kloster und eine Kirche. Die Mönche des Klosters sollten ihn in seinem erhabenen Apostelamte unterstützen. Dieser österreiche Apostel erkrankte am 5. Jänner 482 in seinem Kloster zu Heiligenstadt, und starb den dritten Tag darauf den Tod des Frommen.

Wien kommt an das fränkische Reich.

Carl der Groß^e zog im Jahre 791 gegen die Hunnen und Awaren zu Felde; er kam auf der Donau herab, und jagte die Feinde bis über den Fluß Raab, im heutigen Ungarn, zurück. Hierdurch kam Oesterreich und Wien an das fränkische Reich. Dieser große Kaiser suchte die christliche Religion und die Wissenschaften unter den überwundenen Völkern zu verbreiten; das that er auch in Wien, und bauete eine Kirche zu Ehren des heiligen Petrus.

Carl der Große hatte sein Reich in gewisse Bezirke getheilt, und über jeden derselben einen Grafen (comes) gesetzt, der denselben zu verwalten und zu vertheidigen hatte. An den Gränzen des Reichs waren die Bezirke größer, um eine zahlreichere Mannschaft zur Vertheidigung gegen äußere Feinde aufbringen zu können. Ein solcher Gränz-Bezirk (Markgrafschaft) war auch Oesterreich, und die darüber gesetzte Obrigkeit hieß Markgraf. Um das Jahr 984 wurde Leopold, Graf von Babenberg, von dem Kaiser zum Markgrafen von Oesterreich ernannt, und diese Würde blieb erblich bey seinem Hause.

Wien unter den Markgrafen.

Unter den Markgrafen aus dem babenbergischen Hause ist uns Heinrich II., genannt Jasomirgott, merkwürdig, der im Jahre 1141 die Regierung des Markgrafenthums Oesterreich antrat. Dieser legte im Jahre 1144 den ersten Grundstein zur St. Stephans = Kirche, nahe an der Stadtmauer, weil in der damahls noch kleinen Stadt kein tauglicher Platz für dieselbe war.

Die österreichischen Markgrafen hatten bisher ihren Sitz zu Melk, und nachher auf dem Kahlenberge. Wie aber Wien anfang, sich allmählig zu vergrößern, baute Markgraf Heinrich II. auf dem Platze, wo jetzt das k. k. Hofkriegsraths = Gebäude steht, eine Residenz, von welcher noch dieser Platz der Hof genannt wird. Eben dieser Markgraf legte eine neue Gasse an, die jetzt Wollzeile heißt, vergrößerte die uralte Kirche Maria = Stiegen, und stiftete im Jahre 1155 das Schotten = Kloster.

Wiens damahlige Größe.

Wien war damahls noch klein. Die Stadt erstreckte sich von der Ecke, welche noch jetzt das Paylerthor (Pfeilerthor) heißt, nach dem Jungferngäßchen, zog sich hinab neben dem jetzigen Trattner'schen Hause durch das Schlossergäßchen nach der Brandstatt, über den lichten Steg und Haarmarkt, von da aufwärts gegen den Laxenhof, Gämingerhof, über den Katzensteig bis an das heutige Salzamt; von da hinter dem Hause bey dem blauen Krebs bis an die Anhöhe zur Fischerstiege; dann hinter dem Passauer = Hofe, Maria = Stiegen auf der Anhöhe neben dem tiefen Graben fort bis an die Ecke am Hof, und von dort über die Naglergasse hin bis wieder zum Pay-

terthore. Aus dieser ersten Anlage der Stadt läßt sich auch erklären, daß manche dieser erstgenannten Gegenden aus engen und krummen Gassen bestehen, und daß alle später angelegten gerader, weiter und lustiger sind.

Unter dem Markgrafen Heinrich II. vereinigte Kaiser Friedrich im Jahre 1156 das Land ob der Enns, mit Oesterreich unter der Enns, erhob beyde vereinigten Länder zu einem Herzogthume, und ernannte Heinrich II. zum ersten Herzoge von Ober- und Nieder-Oesterreich.

Herzog Leopold VI., der Glorreiche

genannt, welcher im Jahre 1198 zur Regierung kam, ließ sich die Aufnahme der Stadt Wien sehr angelegen seyn; er erhob sie zu einer Handelsstadt, wo alle Waaren, die auf der Donau herunter kamen, ausgeladen und verzollt werden mußten; er setzte einen Magistrat von 24 Bürgern ein, die auf Ruhe und Ordnung, auf Sicherheit des Eigenthums zu sehen hatten. Er baute um das Jahr 1200 eine neue Burg auf eben demselben Platze, auf welchem jetzt die k. k. Burg steht, und im Jahre 1221 die Michaels-Kirche, die er zur Burg-pfarre erklärte.

Unter Herzog Friedrich II., genannt der Streitbare, wurde Wien von Kaiser Friedrich II., im Jahre 1237 zu einer Reichsstadt erklärt. Der Kaiser verlieh ihr verschiedene Freyheiten, und errichtete darin eine lateinische Schule.

Mit diesem Friedrich, der ohne Erben starb, erlosch im Jahre 1246 das habenbergische Haus, und Oesterreich fiel an den Kaiser zurück. So blieb Oesterreich bis zum Jahre 1251 ohne Landesherrn, bis sich Ottokar, der Sohn des Königs Wenzel von Böhmen, sowohl durch Freygebigkeit als auch durch Gewalt zum Regenten von Oesterreich einsetzte.

Herzog Ottokar zog die bisher in der Vorstadt liegende Burg und Michaelis-Kirche zur Stadt; er bebaute den heutigen Kohlmarkt, ließ auch zwischen der Burg und dem heutigen Schotten-Thore viele Gebäude anlegen, und zog um diesen neuen Anwuchs der Stadt ordentliche Mauern, Gräben und besetzte Thürme.

Wien kommt an Kaiser Rudolph von Habsburg.

Indessen war Rudolph von Habsburg zum Kaiser erwählt worden, und forderte von Ottokar die unrechtmäßig an sich gebrachten Länder Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain zurück. Da sich Ottokar weigerte, zog Rudolph im Jahre 1276 nach Oesterreich, kam am 18. October vor Wien an, um die Stadt zu belagern. Am 25. December trat Ottokar, welcher der Macht nicht widerstehen konnte, bey einer Unterhandlung in dem Lager vor Wien die deutschen Provinzen an den Kaiser ab, und dieser nahm alsogleich Besitz von der Stadt.

Kaiser Rudolph übergab im Jahre 1282 seinem Sohne Albert I. das Herzogthum Oesterreich, und so kam das habsburgische Haus auf den österreichischen Thron.

Herzog Rudolph IV. stiftete im Jahre 1365 die Universität in Wien.

Im Jahre 1480 wurde das Biethum in Wien errichtet.

Erzherzog Maximilian.

Im Jahre 1484 fiel der ungarische König Matthias in Oesterreich ein, nahm alle haltbaren Plätze mit Gewalt weg, und eroberte zuletzt Wien, ohne daß es Kaiser Friedrich verhindern konnte. Er schlug dort seine Ke-

sistenz auf, nahm den reichen Bürgern ihre Habschaften mit Gewalt weg, und starb auch hier im Jahre 1490.

Unterdessen war Friedrichs Sohn, Maximilian, zum römischen Kaiser erwählt worden. Dieser sammelte bey dem Tode des Königs Mathias ein Kriegsheer in Schwaben, fuhr damit die Donau herab, eroberte Oesterreich, und lagerte sich bey Klosterneuburg. Der ungarische Commandant zog eilig von Wien ab, Maximilian nahm die Stadt in Besitz, wo er von den Bürgern mit Freuden aufgenommen wurde.

Maximilian hatte am ersten den beständigen Titel: Erzherzog von Oesterreich angenommen. Er starb im Jahre 1519. In seinem Testamente hatte er bis zur Ankunft eines seiner Enkel, Carls oder Ferdinands, eine provisorische Landesregierung in Oesterreich eingesetzt.

Indessen wurde Carl, Maximilians Enkel, König von Spanien und Erzherzog von Oesterreich, zum römischen Kaiser erwählt, und trat seinem Bruder Ferdinand Wien und die österreichischen Provinzen ab. Dieser kam im Jahre 1522 nach Oesterreich, nahm aber seine Wohnung in Neustadt.

Wien wird von den Türken belagert.

Im Jahre 1526 blieb Ferdinands Schwager, König Ludwig von Ungarn, in der unglücklichen Schlacht bey Mohatz, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Ferdinand wurde zu Preßburg zum Könige von Ungarn gekrönt. Aber der siebenbürgische Boywode, Johann von Zapolya, von einem Theile der Großen des Reiches unterstützt, machte ihm die Krone streitig, und rief den türkischen Sultan Solymann zu Hülfe. Dieser rückte mit 300,000 Mann durch Ungarn bis vor die Mauern Wiens. Die Stadt war damahls schlecht befestiget, und hatte nur 20,000 Bürger und Soldaten zu ihrer Vertheidigung. Am

26. September 1529 wurde *Wien* eingeschlossen; mehrere Minen wurden gesprengt und viele Stürme versucht; aber immer widerstand die tapfere Besatzung dem Andrang der Feinde, und am 15. October 1529 mußte *Solyman* die Belagerung aufheben. In dem nächst darauf folgenden Jahre wurde *Wien*, zur Vorsicht für ähnliche Fälle mit regelmäßigen Basteyen und andern Hüsenwerken befestiget.

Die Kürassiers von Hohenzollern.

Während der Religionsunruhen in Deutschland, die durch *Luthers* Lehre veranlaßt wurden, riefen die Protestanten in Oesterreich die böhmischen Protestanten gegen Kaiser *Ferdinand II.* zu Hülfe, weil die freye Religionsübung ihnen beschränkt worden war. Die Böhmen kamen unter Anführung des Grafen *Matthias von Thurn* nach Oesterreich, und belagerten *Ferdinand* in *Wien*. Während die Stadt von außen eingeschlossen war, drangen die protestantischen Einwohner *Wiens* mit Gewalt in die Burg bis in die Zimmer *Ferdinands*, und begehrten mit Ungestüm die freye Religionsübung und andere Vorrechte. Aber in gleichem Augenblicke erschienen auf dem Burgplatze 500 Kürassiers vom Regimente Hohenzollern, (jetzt Prinz *Constantin* Kürassier) welche durch den damaligen *Donau = Canal* in das *Schiff = Arsenal* und von da in die Stadt eingedrungen waren. Ihr Anblick erschreckte die Mißvergnügten; sie erbothen sich, ihre Beschwerden auf dem ordentlichen Wege vorzutragen, und Graf *Thurn* hob sogleich die Belagerung auf. Das Jahr 1679 war äußerst verderblich für die Stadt *Wien*. Eine gräßliche Pest raffte 122,849 Menschen hinweg.

Zweite türkische Belagerung.

Um diese Zeit, unter der Regierung *Leopolds I.* hatte der ungarische Graf *Emmerich Löbölly* eine Em-

pörung angezettelt, und den türkischen Kaiser zu Hülfe gerufen. Im Frühjahr 1683 rückte ein sehr zahlreiches türkisches Heer durch Ungarn gegen Wien.

Am 8. Julius ging Leopold mit seiner Familie nach Linz und über 60,000 Menschen zogen aus der Stadt weg. 15,000 Mann reguläre Truppen von dem tapfern Grafen Rüdiger von Stahrenberg angeführt, standen zur Vertheidigung Wiens bereit; Bürger, Studenten, Handwerksbursche und alle wehrhaften Männer griffen zu den Waffen, so daß die Zahl der Vertheidiger auf 20,000 anwuchs.

Die Türken verheerten alles mit Feuer und Schwert, und schlossen am 14. Julius die Stadt, in Gestalt eines Halbmondes vom Lagerberge bis nach Nußdorf ein.

Die Belagerung dauerte bis zum 12. September, und die Stadt wurde heftig mit Kugeln und Bomben beschossen; mehrere Minen wurden angelegt, nach deren Sprengung die Türken wüthend Sturm liefen; aber die tapfere Besatzung vertheidigte sich hartnäckig.

Unterdessen hatte der Herzog Carl von Lothringen in der Gegend von Krems eine Armee gesammelt und sich mit Johann Sobiesky, König von Pohlen, und mit den Churfürsten von Bayern und Sachsen vereinigt, welche zum Entzwe von Wien herbeygeeilt waren. Die ganze Stärke dieser vereinigten Heere betrug bey 84000 Mann. Sie versammelten sich bey Zuln und rückten auf den Kahlenberg.

Am 12. September zog dieses Heer den Berg herab, und lieferte den Türken bey Nußdorf und Dornbach ein hartnäckiges Treffen. Die Feinde wurden geschlagen, und ergriffen mit Hinterlassung ihres reichen Lagers die Flucht nach Ungarn. Abends um 7 Uhr stand das siegende Heer im feindlichen Lager und vor den Thoren der Stadt. Am 14. September zog Kaiser Leopold in Wien ein.

Die stark beschädigten Festungswerke wurden wieder hergestellt.

Im Jahre 1688 am 5. Junius, welcher der Sonnabend vor dem Pfingstfeste war, wurde die Stadt zum ersten Mahle des Nachts mit Laternen beleuchtet. Mit Anfange des Jahrs 1701 wurde die erste Wiener = Zeitung gedruckt.

Die Linien = Gräben.

In Ungarn war unter Anführung des siebenbürgischen Fürsten Franz Rago c z y eine neue Empörung ausgebrochen, die Rebellen streiften bis nach Wien, und suchten die Vorstädte, die ganz offen da standen, anzuzünden. Man legte also im Jahre 1704 die noch bestehenden Linien um die Vorstädte an, um diese Plünderer und Mordbrenner abzuhalten.

Im Jahr 1713 brach in Wien abermahls die Pest aus, und tödtete 8644 Personen. Seit dieser Zeit, Dank sey es den zweckmäßigen Vorsichts = Maßregeln, hat sich keine Spur der Pest mehr gezeigt, die sich im ganzen Mittelalter bis auf das achtzehnte Jahrhundert beynah alle zehn Jahre erneuerte.

Im Jahre 1722 wurde das Bisthum Wien zu einem Erzbisthume erhoben.

Wien unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia.

Bey der Thronbesteigung Marien Theresiens drang im Jahre 1741 eine vereinigte bayerisch-französische Armee in Oesterreich ein, eroberte Linz, und machte Wiene nach Wien zu gehen. Die Stadt wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, alles griff zu den Waffen — aber die Feinde wendeten sich gegen Böhmen. Diese große Kaiserinn wird den Bewohnern Wiens immer in gesegneten Andenken bleiben.

Sie erbaute herrliche Gebäude; sie errichtete (1746) die Theresianische Ritter-Akademie, gab (1754) der Universität eine verbesserte Einrichtung, und ließ das gegenwärtige Universitäts-Gebäude aufführen. Sie stiftete eine Militär-Schule; (1769) eine Thier-Arzeneysschule und ein Thier-spital; (1770) eine Real- oder Handlungsschule und (1771) die Normalschulen.

Kaiser Joseph II. hob die entbehrlichen Mönchs- und Nonnenklöster zu Wien auf, aus denen sehr viele herrliche Staats- und Privat-Gebäude entstanden. Sehr viele andere Gebäude zu wohlthätigen Zwecken danken ihm ihre Entstehung.

Unter seiner Regierung (am 22. März 1781) kam P a p s t P i u s VI. nach Wien.

Wien unter der Regierung Kaiser Josephs.

Kaiser Joseph theilte die Stadt und die Vorstädte in neue Pfarreyen ein, legte das allgemeine Krankenhaus und das Invaliden-Haus an, ordnete eine zweckmäßigere Gerichtsverfassung an, verboth die Leichen innerhalb der Linien zu begraben; errichtete die Josephinische medicinisch-chirurgische Militär-Akademie in der Währinger-Gasse, und machte viele nützliche und wohlthätige Einrichtungen in der Stadt, welche unsere spätesten Nachkommen noch segnen werden. Unter ihm entstanden neue Vorstädte, und der Gewerb- und Kunstfleiß wurde gegründet.

Bei dem Regierungs-Antritte Kaisers Franz I. erhielt Wien eine große Verschönerung. Während die Zurückkunft anderer Kaiser von der Kaiser-Krönung mit Ehrenpforten und Volksfesten gefeyert wurde, ließ es sich dieser erhabene Monarch gefallen, daß für den Betrag der Kosten, die sonst auf diese Feyerlichkeiten verwendet wur

den, die vielen unansehnlichen Buden niedgerissen wurden, welche vor der Stephans - Kirche standen, die Ansicht dieses alten ehrwürdigen Tempels hinderten, und die Straße verengten. Hierdurch erhielt Wien einen neuen schönen und lustigen Platz, der die schönste und dauerhafteste Ehrenpforte für den Gemeingeist dieses guten Monarchen ist.

B ü r g e r s i n n.

Mit der Thronbesteigung dieses Monarchen haben sich die Herzen Aller an Ihn gekettet. Da im Jahre 1792 der französische Revolutions - Krieg ausbrach, entschloß sich Kaiser Franz diesen Krieg zwey Jahre lang von seinem eigenen Vermögen zu führen, ohne seine getreuen Unterthanen mit einer Steuer zu belästigen. Die Bürger Wiens fühlten das Väterliche dieser Schonung und bezeigten sich dadurch als dankbare Unterthanen, daß alle Stände, alle Körperschaften, nämlich alle Gewerbe, Innungen und Zünfte von Wien freiwillige Beyträge an Geld dem Landesvater darbrachten. Die Zünfte gaben auch noch ihre alten, großen silbernen, sogenannten Willkommbecher mit Freuden her, um sie in der Münze einzuschmelzen, und Geld daraus zu prägen. Zum Denkmahle dieser Treue und Ergebenheit der Bürger Wiens übergab der Monarch mit eigenen Händen den Bürgern einen prächtigen silbernen, mit seinem Bilde gezierten Becher mit der Inschrift: „Zum ewigen Andenken der besonderen Liebe aller bürgerlichen Innungen, Meister und Gesellen in Wien, für Ihn und ihr Vaterland, und zum Beweise seiner Gegenliebe und Erkenntlichkeit widmet Franz der Zweyte diesen Becher allen seinen lieben Unterthanen.“

Aber nicht nur die Bürger Wiens, alle Bewohner der Stadt und des ganzen österreichischen Kaiserstaats haben freiwillige Kriegsbeyschläge an Geld, Gold und Silbergeschmeide, Naturalien u. dgl. gegeben. Hohe und Nie-

drige, Reiche und Arme, Adel und Bürgerschaft, Beamte und Geistliche, selbst Schulkinder und Dienstbothen eiferten in die Wette, mit verhältnißmäßigen Gaben den Aufwand, welchen der Krieg erforderte, zu erleichtern.

Wien wird von dem Feinde bedrohet.

Im Frühjahr 1797 drang die französische Armee unter dem General *Bonaparte* durch Kärnthén in Steyermark schnell vor, und drohete auf *Wien* selbst loszugehen. Da fand Kaiser *Franz* in den Herzen seiner Bürger eine Schutzwehr gegen den kühnen Feind.

Wien wurde schnell in Vertheidigungsstand gesetzt: alle Bürger bewaffneten sich, um die Kaiserstadt zu schützen: die Landstände, die Universität, der Handelsstand, die akademischen Künstler errichteten eigene Corps, und in den Vorstädten wurde die waffenfähige Mannschaft aufgebothen und in Brigaden eingetheilt.

Seine Excellenz Graf *Franz von Saurau*, jetzt Minister des Innern, leitete das ganze Aufgeboth. Am 17. Aprill zog es aus *Wien* dem Feinde entgegen; aber schon der den darauf folgenden Tag zu *Leoben* geschlossene Präliminar-Friede endete den Krieg.

Wien wird von den Franzosen besetzt.

In dem unglücklichen Kriege im Jahre 1805 drang die französische Armee nach der Schlacht bey *Ulm* unaufhaltsam gegen *Wien* vor, und besetzte am 13. November die Stadt. Die Garnison zog noch vor Ankunft des Feindes ab; man machte keine Anstalten zum Widerstande, um nicht größeres Unglück über die Stadt zu bringen.

Viel hatten die Bewohner *Wiens* zu dulden. Eine ungemein große Anzahl feindlicher Soldaten von jedem Range wurde in die Häuser einquartirt und dort verpfleget, deren ungestümen Forderungen man selten Genüge leisten

konnte. Viele Einwohner wurden mißhandelt, sehr beträchtliche Vorräthe an Stoffen zu Kleidungsstücken, an Lebensmitteln und andern Erfordernissen wurden in kurzen Zwischenräumen abgefordert, und lästige Contributionen auferlegt.

Um die innere Ordnung, Ruhe und Sicherheit zu erhalten, wurden bis 10,000 Bürger uniformirt und bewaffnet, welche gemeinschaftlich mit den französischen Truppen die öffentlichen Wachtposten bezogen, und diese brave Bürger-Miliz half selbst die feindlichen Soldaten in Ordnung erhalten.

Der Friede von Pressburg befreiete Wien von den Feinden, welche am 12. Januar 1806 abzogen. Am 16. desselben Monaths zog der geliebte Monarch unter dem Jubel des immer getreuen Volkes wieder in seine Residenz ein.

Das Kriegsjahr 1809.

Nach der Schlacht bey Regensburg im Frühjahre 1809 zog sich die österreichische Armee auf das linke Ufer der Donau, und Napoleon drang mit seiner Hauptmacht durch Oesterreich auf Wien los.

In der Eile setzte man die Stadt in Vertheidigungsstand, und bewaffnete die junge Mannschaft, die noch nicht als Landwehre gegen den Feind gezogen war.

Am 9. May zeigte sich der Feind vor den Linien und besetzte die Vorstädte Maria-Hülfe und Gumpendorf. Er dehnte sich in die anstoßenden Vorstädte weiter aus, und drang gegen die Stadt vor. Die Stadt war gesperrt und Militär und Bürger zur Vertheidigung auf den Wällen. In der Nacht vom 11. auf den 12. May wurde die Stadt heftig mit Bomben beschossen, und an mehreren Orten angezündet. Am 12. des Morgens ergab sie sich durch Capitulation dem Feinde, nachdem die Besatzung größten Theils

über die Labor-Brücken abgezogen war, und dieselben hinter sich angezündet hatte.

Unbeschreiblich war die Noth und das Elend, welches viele Einwohner nach der Besiznahme der Stadt durch die Feinde erlitten hatten. Mangel an Lebensmitteln trat ein; mit dem Gelde in der Hand mußte man ganze Tage und Nächte vor den Mehl- und Bäckerbuden harren, um nur etwas Weniges zu erhalten. Wache mußte die Sudrängenden mit Gewalt abhalten. Alle Bedrückungen, welche die Anwesenheit des Feindes gewöhnlich mit sich bringt, alle Mißhandlungen, alle Opfer an Gelde, alle Lieferungen ertrugen die Bewohner Wiens geduldig mit dem stillen Wunsche, ihren geliebten Monarchen nur wieder in ihren Mauern zu sehen.

Der Wiener = Friede erfüllte ihren Wunsch. Aber vor ihrem Abzuge wollten die Feinde noch ein Denkmahl ihres Zerstörungsgeistes hinterlassen. Nach dem sie Monathe lang die Zeughäuser von Wien geleeret, die Kunstsammlungen geplündert, und was als Eigenthum des Monarchen und des Staates einigen Werth hatte, hinweg geführt hatten, sprengten sie nach schon geschlossenem Frieden einen großen Theil der Festungswerke.

Heitere Tage für Wien.

Doch schönere Tage gingen nach den Kriegsstürmen über Wien wieder auf. Die Unglückstage hatten die Treue aller österreichischen Unterthanen, und ins besondere der Einwohner Wiens noch mehr bewährt und ihre Herzen fester an ihren Monarchen, den allgeliebten Kaiser Franz gekettet. Der Feind, der Oesterreich so tiefe Wunden geschlagen und ganz Europa beunruhigt hatte, ward in der Völkerschlacht bey Leipzig am 18. October 1813 besiegt; die Oesterreicher, mit ihren Bundesgenossen vereinigt, pflanzten ihre siegreichen Fahnen auf die Mauern des stol-

zen Paris, und erkämpften den tiefgebeugten Völkern den lang ersehnten Frieden.

Da kam Kaiser Franz, der allgeliebte Landesvater, der sich allen Gefahren und Beschwerden des Krieges unterzogen hatte, zu seinen Kindern zurück, und zog am 16. Junius 1814 mit einem Theile des siegreichen Heeres in Wien ein. Höherer Jubel und größere Pracht war noch nie in der Kaiserstadt gehört und gesehen worden, als bey diesem Triumphzuge. Heiserere Dankgebethe waren nie zum Himmel gestiegen. Bieder Sinn und Wohlthätigkeit der Bewohner Wiens waren nie reger und thätiger gewesen. Unter der Leitung des Fürsten von Schwarzenberg wurden Millionen Gulden zur Unterstützung der Tapferen zusammen gelegt, die in dem schweren Kampfe geblutet. Tausende von Invaliden wurden versorget.

Wiener = C o n g r e ß.

Bald sah Wien die gekrönten Häupter, welche sich zur Unterdrückung des Zwingherrschers verbunden hatten, den Kaiser von Rußland, den König von Preußen, von Bayern, von Württemberg, von Dänemark, alle deutschen Herzoge, Markgrafen, Fürsten, alle Heerführer, welche den großen Kampf geleitet und mitgekämpft hatten, und alle Minister Europens in ihren Mauern versammelt, um den errungenen Frieden zu befestigen und das Wohl der Völker zu begründen.

Siegesfest im Prater.

Am 18. October 1814 wurde das Siegesfest der Schlacht bey Leipzig von allen Verbündeten und von einem Heere von mehr als 20,000 Tapfern, welche die Schlacht mitgeschlagen hatten, durch öffentlichen Gottesdienst und Bewirthung der Krieger im Prater und auf der mit demselben durch eine Brücke verbundenen Simmerin-

ger Heide gefeyert — ein Fest, welches an Pracht, an Erhabenheit, an hehrer Freude und herzlichster Theilnahme nie seines Gleichen hatte. Noch jährlich wird dieser Gedächtnistag im Invaliden-Hause feyerlich durch Gottesdienst und durch Vertheilung ansehnlicher Summen an verdiente Krieger begangen, die in der Völkerschlacht bey Leipzig ehrenvolle Wunden erhalten haben.

Der Friede wird gestört.

Als der Friede durch die treulose Flucht des Zwingherrschers aus der Insel Elba wieder gestört worden war, eilten die hohen Verbündeten und ihre Heerführer von Wien wieder zu den Armeen. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde Paris erobert, und der Zwingherrschler nach der Insel St. Helena verwiesen.

Die hohen Verbündeten kehrten wieder nach Wien zu einem allgemeinen Congresse zurück, wo der Friede zum Wohle aller Völker so fest gegründet worden ist, daß er bis jetzt nur auf kurze Zeit durch die im Königreiche Neapel ausgebrochenen Unruhen gestört werden konnte.

Die Segnungen des Friedens.

Groß sind die Segnungen des Friedens, der nach hartem Leiden die Völker wieder beglückt hat, groß und vielfältig die Wohlthaten, welche die Milde des gütigsten Landesvaters über Wien ausgegossen hat. Die geraubten Kunstschätze sind von Paris wieder nach Wien gewandert; die zerstörten Festungswerke sind in herrlicheren Formen und verschönert der Erde entwachsen, ein Theil derselben ist in einen Garten für den allerhöchsten Hof, der andere zur Erheiterung für die Bewohner Wiens umgestaltet, und der geräumige Platz zwischen denselben mit einem Thore im erhabenen Style geschlossen worden. Ein neues Thor führt auf das Glacis gegen die Josephstadt; ein zweytes gegen

I. Bändchen. B

die Trink-Curanstalt. Das Glacis um die Stadt ist verschönert, mit gepflasterten, und mit Pappeln besetzten Fahrstraßen umgeben. Die im Jahre 1809 zerstörte Franzens-Brücke ist schöner hergestellt, und die Ferdinands-Brücke mit einem Pfeiler aus Quader-Steinen wie erstere erbaut worden. Eine Kettenbrücke führt von der Landstraße in den Prater, die steinerne Brücke über die Wien ist bequemer eingerichtet und verschönert worden. Eine zweyte neue und feste Brücke führt in der Vorstadt Gumpendorf über diesen Fluß. Neue herrliche Gebäude, das polytechnische Institut, das Thier-Arzney-Institut, die Stückbohrerey, das Lorenzer-Gebäude u. s. w., sind auf öffentliche Kosten entstanden. Wohlthätige Anstalten ohne Zahl, Spar-Cassen, Versorgungs-Anstalten, Wittwen-Institute sind gegründet, eine National-Bank ist errichtet worden, und kein Zweig der Staatsverwaltung ist ohne Verbesserung geblieben, von welcher der Segen immer reichlich über Wien sich ergossen hat.

Merkwürdigkeiten von Wien.

Die k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien liegt am südlichen Ufer eines vor derselben vorbeysießenden schiffbaren Donau-Armes, auf einer sich merklich erhebenden Erdstrecke. Seit der Regierung Kaiser Maximilian I. ist sie die Haupt- und Residenz-Stadt der Beherrscher der österreichischen Staaten.

Die Stadt und die Vorstädte.

Die Stadt selbst ist nicht groß, aber sie hat 34 Vorstädte, von denen mehrere so beträchtlich als eine Provinzial-Stadt selbst sind. Die meisten derselben sind erst seit dem Jahre 1684 neu entstanden: jene welche schon früher

vorhanden waren, sind im Jahre 1683, als die türkische Armee zur Belagerung anrückte, abgebrannt, und von den Türken vollends zerstört worden.

Diese Vorstädte liegen zirkelförmig um die Stadt, und sind durch einen Graben und einen zehn Fuß hohen gemauerten Wall umschlossen, welche im Jahre 1703 gegen die Ueberfälle der damaligen ungarischen Rebellen angelegt wurden. An der Nordseite hat *W i e n* eine natürliche Gränze durch die Donau, und die Brücken, welche darüber führen, verbinden die Stadt mit dem Viertel unter *Manshartsberg*.

Der Umkreis um alle Vorstädte beträgt 15,800 Klafter oder gegen drey und eine halbe deutsche Meile; hier ist aber der Prater, das Stadtgut und der Labor mit eingerechnet. Die Länge der Stadt von der *St. Marxer* bis zur *Rusdorfer*-Linie beträgt 3200 Klafter; die Breite von dem Ende der *Jägerzeile* bis an die *Maria-Hülfer*-Linie 2400, der Flächeninhalt also ohne Prater 768,000 Quadrat-Klafter. Zwischen der Stadt und den Vorstädten liegt eine Esplanade, 600 Schritt breit und *Glacis* genannt. Das *Glacis* bildet einen schönen grünen Wiesengrund, von Fußwegen mit Alleen durchschnitten, welche durch eigends dazu bestimmte Leute immer in gutem Stande erhalten werden. Um das *Glacis*, welches in den letzten Jahren sehr verschönert worden ist, zieht sich eine mit Steinen gepflasterte und mit Pappeln besetzte Fahrstraße. Das *Glacis* selbst, so wie die Stadtgräben sind mit grünen den Hecken eingefast.

Außer der Menge Menschen, welche ihre Geschäfte von den Vorstädten in die Stadt, und von da zurück führen, trifft man des Morgens und besonders des Abends viele Spaziergänger in den Alleen an, und die frohe Jugend tummelt sich in muntern Spielen auf den Grasplätzen herum. Der besuchteste Theil des *Glacis* ist die *Trink-*

Cur-Anstalt mit seinen schönen Gartenanlagen, wo des Morgens alle Mineral-Wässer getrunken, Abends Erfrischungen den Luftwandelnden gereicht werden. Harmonische Musik spielt dort in der schönen Jahreszeit in den Morgen- und Abendstunden.

Kaiser Joseph II. ließ die erste Anlage des Glacis machen und die Castanien-Alleen pflanzen. Die größten Verschönerungen erhielt es durch die Huld unsers geliebten Landesvaters Franz I. der auch zwey Thore für Fußgänger neu eröffnen ließ.

Das Innere der Stadt.

Von der Stadt selbst soll die St. Peterskirche der Mittelpunkt seyn. Sie hat 1376 Häuser und Palläste; in den Vorstädten aber zählt man über 5600 Häuser, öffentliche Gebäude und Palläste der Großen. Alle diese Gebäude bilden 118 größere und kleinere Straßen und Gassen, deren Rahmen am Eckhause groß angeschrieben sind. Viele Gassen sind eng und krumm, andere aber, und besonders jene in den seit der Regierung Kaiser Josephs II. erbauten Vorstädten sehr breit, geradlinig und luftig. Bey dem Baue abgerissener Häuser wird darauf gesehen, daß die Gassen breiter und gerader werden, wodurch die Stadt in den letzten Jahren eine wesentliche Verschönerung erhalten hat. Die Stadt hat dreyzehn Thore, von welchen eines erst im Jahre 1812 durch die neuerbauete Bastion, das andere aber im Jahre 1823 durch jene an der Seilerstätte, geöffnet worden ist.

Clima und Lage der Stadt.

Die Witterung ist in und um Wien gewöhnlich sehr abwechselnd, und verändert sich manchmahl sogar an einem und demselben Tage auffallend von der Wärme zur Kälte. Die Luft ist scharf, die Winde häufig, welche zur

Reinigung des Dunstkreises, und daher zur Gesundheit der Einwohner viel beytragen, ob sie gleich im Sommer viel Staub auftreiben, welcher sehr lästig wird. An Sommertagen läßt jeder Eigenthümer in der Stadt vor seinem Hause zweymahl aufspritzen, um den Staub zu löschten, welches auch auf den Plätzen und in mehreren Vorstädten auf den Fahrstraßen geschieht.

Die natürliche Lage von Wien ist im Ganzen genommen gesund und die Umgebungen sehr schön, abwechselnd und fruchtbar, wie man sie bey keiner Residenz-Stadt in ganz Europa antrifft. Gegen Norden sind verschiedene mit schattigen Gehölzen bewachsene Donau-Inseln; gegen Westen die schöne Aussicht nach dem Kahlen- und Leopoldsberge, von welchen sich die Gebirgsreihe gegen Süden hin verlängert, und mit den schönsten Waldungen und Weinbergen bedeckt ist. Gegen Osten zieht sich eine große fruchtbare Ebene nach Ungarn hin; gegen Süden erblickt man abwechselnde Hügel und Vertiefungen, welche mit den schönsten Fluren bedeckt und mit geschmackvollen Landhäusern geziert sind.

Die Stadt Wien selbst gewährt einen imposanten Anblick, wenn man sie von dem Stephansthurme, von der Anhöhe bey der Säule, die Spinnerinn am Kreuze genannt, von dem Belvedere oder von der Gloriette zu Schönbrunn überseht. Es läßt sich aber kein schöneres Bild darstellen, als wenn man die Kaiserstadt mit ihren Umgebungen von dem Leopolds- und Kahlenberge, oder von der reizenden Aussicht im Garten des Banquier Freyherrn von Geymüller in Pöckelsdorf, oder des Fürsten Schwarzenberg in Neu-Waldeck überblickt. Auch auf dem Lagerberge außerhalb der Favoriten-Linie eröffnet sich eine der schönsten und weitesten Aussichten, wo die majestätische Kaiserstadt und mehr als 100 Ortschaften dem Auge sich darstellen.

Eintheilung der Stadt.

Die Stadt ist in vier Viertel: in das Stuben-Viertel, Kärnthner-Viertel, Wiedner-Viertel und Schotten-Viertel eingetheilt. Die Vorstädte sind in acht Bezirke abgesondert, deren jedem ein Polizey-Bezirks-Director zur Handhabung der Polizey vorsteht. Jede Vorstadt hat einen Grundrichter, und Grundgericht-Schreiber und Gerichtsbeysißer welche so wie der Grundrichter aus den ansehnlichsten, unbescholtensten und rechtlichsten Bürgern gewählt werden.

Der allerhöchste Hof.

In der Burg hält Seine Majestät der Kaiser seinen Hof. Der Hofstaat ist sehr glänzend. Zu demselben gehören die vier Hofämter, denen der Obersthofmeister, der Oberstkämmerer, der Obersthofmarschall und der Oberstallmeister vorstehen; verschiedene Hofdienste, die drey kaiserlichen Gardien, als die Arcieren-Leibgarde, die ungarische adelige Leibgarde, die Trabanten-Leibgarde mit der Hofburgwache; endlich die geheimen Räte des Kaisers, die Ritter des goldenen Vlieses, des Theresien-Ordens, des St. Stephans-Ordens, des Leopolds-Ordens und des Ordens der eisernen Krone. Auch Ihre Majestät die Kaiserinn hält einen Hofstaat, zu welchem die Stern-Kreuz-Ordens-Damen und die Hofdamen gezählt werden.

Die an dem allerhöchsten Kaiserhose bevollmächtigten Gesandten aller Mächte Europens haben in der kaiserlichen Residenz-Stadt ihren Sitz. Die Erzherzoge des durchlauchtigsten Kaiserhauses und Brüder S. M. des Kaisers, Carl, Johann, Anton, Ludwig residiren hier.

Die höchsten Staatsbehörden

des weit ausgedehnten Kaiserhauses sind in Wien vereinigt.

get. Diese sind: Das Staats- und Conferenz- Ministerium mit dem Staats- und Conferenz- Rathe für die inländischen Angelegenheiten; die geheime Haus- Hof- und Staats-Kanzelley mit ihren Archiven, die böhmisch-galizische, die lombardisch-venetianische, die österreichisch-illyrische, die ungarische und die siebenbürgische Hofkanzellei. Auch die übrigen Hofstellen haben hier ihren Sitz, als: das Finanz-Ministerium mit der allgemeinen Hof-Kammer und der Steuer-Regulirungs-Hof-Commission; die oberste Justiz-Stelle, der Hofkriegsrath; die oberste Polizey- und Censur-Hofstelle; die Studien-Hof-Commission, und das General-Rechnungs-Directorium mit den Hof-Buchhaltereien u. s. w.

Die Landesstellen

des Erzherzogthums Oesterreich haben hier ihren Sitz, als die n. ö. Landes-Regierung, das n. ö. Appellations-Gericht, das Landrecht, das Collegium der österreichischen Landesstände, das Mercantil-und Wechselgericht, das österreichische General-Commando, die n. ö. Bancal-Administration u. s. w.

In Wien wohnet in herrlichen Pallästen der sehr zahlreiche höchste Adel des Kaiserstaates, und verbreitet viel Glanz um sich. Die größten Handelsleute, Fabrikanten und Künstler, so wie die ausgezeichnetsten Gelehrten sind hier versammelt.

Die Angelegenheiten der Stadt selbst leitet

der Magistrat,

der aus einem Bürgermeister, zwey Vice-Bürgermeistern und mehr als 67 Räten, (1825) und einer sehr großen Anzahl Beamten besteht. Mit dem Magistrate ist auch verbunden das Stadt-Oberkammeramt, welches die Einkünfte der Stadt und des Magistrats besorgt, wie auch

das Stadt-Unterkammeramt, welches die Reinigung der Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt, die Pflasterung und Beleuchtung der Straßen, die durch mehr als 4000 Lampen geschieht, die vortrefflichen Feuerlösch-Anstalten und das Bauwesen der dem Magistrate zugehörigen Gebäude u. s. w. zu besorgen hat.

Öffentliche Plätze

Zählt man in der Stadt acht größere und zehn kleinere. Der größte und der regelmäßigste ist der Hof. Auf diesem Platze steht eine Säule, welche die heil. Maria vorstellt. Sie ist von gegossenem Metalle, und hat mit den Seitenfiguren ein Gewicht von 205 Zentner. Im Jahre 1813 ist dieser Platz durch zwey neue Säulen von der Arbeit des ehemahligen Directors der k. k. Akademie der bildenden Künste, Fischer, geziert worden.

Der hohe Markt ist mit einem Monumente geschmückt, welches Kaiser Carl VI. im Jahre 1732 errichten ließ, und das die Vermählung Maria mit dem heil. Joseph vorstellt. An dem Monumente springt Wasser, welches aus dem Dorfe Ottakring hierher geleitet wird.

Den Graben, beynah in der Mitte der Stadt ziert die Bildsäule der heil. Dreyfaltigkeit, welche Kaiser Leopold I. im Jahre 1693 wegen der glücklich abgewendeten Pest setzen ließ. Sie ist von weißem salzburgischen Marmor, vom Bildhauer Strudel verfertigt. An beyden Enden dieses Platzes sind Springbrunnen mit gutem Wasser, welche im Jahre 1804 mit neuen Statuen verziert wurden, von denen die eine den heil. Joseph und die andere den heil. Leopold vorstellt. Sie sind von Fischer aus Bley-Composition verfertigt.

Der neue Markt, gewöhnlich auch Mehlmarkt genannt, weil auf demselben dreymahl die Woche Mehl verkauft wird, hat einen herrlichen Springbrunnen mit vier

Figuren, die Hauptflüsse Oesterreichs vorstellend, von Naph. Donner.

Der Josephs-Platz hat im Jahre 1807 ein vaterländisches Kunstwerk in der Statue Kaiser Josephs II. zu Pferde erhalten, welches Kaiser Franz I. seinem zweyten Vater, wie die Inschrift sagt, hat errichten lassen. Der verstorbene Director der k. k. Akademie der bildenden Künste Jos. von Zauner hat sie aus Metall gegossen.

Der Stephans-Platz war ehemahls der Kirchhof dieser Kirche, und hat erst mit dem Regierungsantritte unsers geliebten Monarchen seine jetzige Ausdehnung erhalten, indem die Gebäude, welche denselben eingeschlossen haben, weggebrochen worden sind.

Den Burgplatz ziert besonders das Gebäude, die Reichskanzelley genannt.

Der Franciscaner-Platz erhielt im Jahre 1798 einen öffentlichen Brunnen, auf welchem die Bildsäule Moses steht, wie er Wasser aus dem Felsen fließen macht. Sie ist auch von Fischer verfertigt.

Die übrigen Plätze der Stadt sind: Der Michaels-Platz, der Spital-Platz, der Stockmeisen-Platz, auf welchem ein Stock, ganz mit eisernen Nägeln beschlagen sich befindet, in welchem kein ankommender Schmied- oder Schloßfergeselle ehemahls seinen Nagel einzuschlagen versäumte, dann der Judenplatz, Minoriten-Platz, Universitäts-Platz, Dominicaner-Platz u. s. w.

Kirchen in der Stadt.

Wien hat 29 sehr schöne Pfarrkirchen. Die Metropolitan-Kirche zu St. Stephan steht wegen ihres Alterthums, ihrer festen und majestätischen Bauart, und ihres hohen Thurmes oben an. In den letzten Jahren sind alle Schäden, welche dieselbe durch den Zahn der Zeit und durch die Bomben im Jahr 1809 erlitten, durch kaiserliche Frey-

gebigkeit ausgebeffert worden. Die Beschreibung dieses ehrwürdigen Tempel Gottes wird an einem andern Orte folgen.

Die Kirche zu St. Peter auf dem Peters-Platze im Mittelpuncte der Stadt verdient den zweyten Rang unter allen Kirchen in Wien. Schon Carl der Große soll im Jahre 792 auf diesem Platze eine Kirche erbauet haben. 500 Jahre später war hier eine kleine unansehnliche Pfarrkirche. Zu der jetzigen Kirche zu St. Peter hat Kaiser Leopold I. im Jahre 1702 den Grundstein gelegt. Sie ist ganz nach dem Muster der Peters-Kirche in Rom erbaut. Bey dem Haupteingange links ist das Grabmahl des vaterländischen Geschichtschreibers Wolfgang Lazius.

Die Kirche der Abtey der Schotten ist schon im Jahre 1187 zu einer Pfarrkirche geweiht worden. Ehedem befanden sich in diesem Kloster schottische Benedictiner-Mönche, welche Herzog Heinrich I. im Jahre 1158 aufnahm, die auch bis 1418 blieben. Seit dem aber sind deutsche Mönche hier, die seit sechszehn Jahren ein Gymnasium übernommen haben. Im Jahre 1684 wurde diese Kirche so gebauet, wie sie jetzt ist.

An dem Platze der Kirche zu St. Michael stand schon im Jahre 1276 eine Pfarrkirche; erst 1416 wurde sie so, wie sie jetzt ist, aufgebauet.

Die Kirche im Kloster der Augustiner wurde 1330 von Friedrich dem Schönen erbauet, und 1630 von Kaiser Ferdinand II. den unbeschulten Augustiner-Mönchen übergeben, und zur Hofkirche erhoben. Kaiser Joseph II. ließ sie sehr verschönern. In einer Neben-Capelle werden die Herzen der aus der kaiserlichen Familie verstorbenen Personen aufbewahrt. Kaiser Leopolds II. und Grafen Dauns Grabmäler sind hier sehenswerth. Einen neuen Schmuck hat diese Kirche durch das Grabmahl

der Erzherzoginn Christina im Jahre 1805 erhalten, welches Canova verfertigt.

Die ärmliche Kirche der Kapuziner auf dem neuen Markte haben Kaiser Mathias und seine Gemahlinn gestiftet, und unter Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1622 wurden Kirche und Kloster vollendet. Die Altarblätter sind von dem Kapuziner Norbert gemahlt. Im Kloster ist die kaiserliche Todtengruft. 68 Beherrscher Oesterreichs liegen hier.

Die prächtigen Fronten der Kirche am Hof hat die Kaiserinn Eleonora im Jahre 1662 erbauen lassen. Von dem großen Balkon über dem Eingange hat Papst Pius VI. im Jahre 1782 dem auf dem Hofe versammelten Volke seinen apostolischen Segen erteilt.

Die Kirche des Klosters der Dominicaner wurde im Jahre 1631 von Kaiser Ferdinand II. erbauet. Man findet in derselben viele schöne Gemälde von berühmten Meistern und das Grabmahl der im Jahre 1706 verstorbenen zweyten Gemahlinn Kaisers Leopolds I. Claudia Felicitas.

Unter den übrigen neun katholischen Kirchen zeichnen sich die Universitäts - Kirche, und jene bey St. Anna durch die reichen inneren Verzierungen, die Kirche bey St. Ruprecht und Maria - Stiegen, durch ihr Alterthum aus. Erstere ist um das Jahr 790 zur Bekehrung der Avaren erbauet, und im Jahre 1436 erneuert worden. Die Kirche zu Maria - Stiegen, dem Alter nach die zweyte, ist 882 Jahre nach Christi Geburt erbauet und erst in den letzten Jahren in gothischem Style neu hergerichtet und den Priestern aus der Versammlung des Erlösers übergeben worden.

Die unirten und nicht unirten Griechen, und die Protestanten haben ihre Bethhäuser an verschiedenen Orten der Stadt.

Unter den zahlreichen

Kirchen der Vorstädte

zeichnet sich die herrliche Pfarrkirche zu St. Carl Boromäus auf einer Anhöhe, der Stadt gegenüber gelegen, vorzüglich aus. Sie ist die prächtigste und regelmäßigste Kirche von ganz Wien. Um die im J. 1713 in Wien ausgebrochene Pest abzuwenden, that Carl VI. das Gelübde, eine Kirche zu erbauen, und so entstand die Karls-Kirche. Am 4. Februar 1716 wurde der Grundstein gelegt, und zu Ende Octobers 1737 stand das herrliche Werk vollendet da.

Unter den öffentlichen Lehranstalten

steht die uralte Universität oben an. Sie wurde im Jahre 1237 von Kaiser Friedrich II. gestiftet, und erhielt im Jahre 1756 durch den gelehrten Baron van Swieten eine neue Verfassung. Die Kaiserinn Maria Theresia ließ das schöne Universitäts-Gebäude im Jahre 1753 erbauen. Mit der Universität ist eine Sternwarte, eine Bibliothek, ein Naturalien-, ein physikalisches und anatomisches Cabinet und ein botanischer Garten verbunden.

Dem Universitäts-Gebäude gegenüber ist das k. k. Convict, in welchem studierende Jünglinge zusammen wohnen, freyen Tisch, Kleidung und andere Bedürfnisse unentgeltlich erhalten, und von den Professoren des akademischen Gymnasiums unter Leitung eines Directors und Vice-Directors erzogen werden. Die Kosten werden von Stipendien genommen.

In einer kleinen Entfernung davon ist das Collegium der Pazmaniten, in welchem sich 28 ungarische Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen, zu geistlichen Aemtern ausbilden. Sie gehen in einen langen hellblauen Talar gekleidet. Der Stifter dieses Collegii war Johann Pazman, Erzbischof von Gran in Ungarn.

In einem Stockwerke des Augustiner-Klosters befindet sich das Augustinäum, eine höhere Bildungsanstalt, unter der Leitung des Hofburgpfarrers, für junge Priester aus allen Diöcesen des Kaiserstaates, welche zu Doctoren der Theologie befördert, und zu höheren geistlichen Aemtern vorbereitet werden.

In Wien befinden sich drey Gymnasien: das Universitäts-Gymnasium, das Gymnasium zu den Schotten, und das Gymnasium der Piaristen in der Josephstadt. Die Präfecten und Lehrer sind Geistliche.

Im Jahre 1815 wurde eine polytechnische Schule mit einem sehr reichhaltigen Cabinette von Natur- und Kunstproducten, Modellen u. s. w. in der Vorstadt Wieden für angehende Kunstarbeiter und Fabrikanten errichtet, mit welchem die Realschule vereinigt worden ist. Diese wurde im Jahre 1770 errichtet, und soll angehenden Kaufleuten, Fabrikanten und Deconomen die zu ihrem Stande nöthige Bildung verschaffen.

Die deutschen Lehranstalten sind: die Normal-*schule* bey St. Anna. Sie wurde von der Kaiserinn Maria Theresia im Jahre 1772 gegründet, und dienet allen Hauptschulen im Lande zum Muster. Nebst dieser befinden sich in der Stadt auf dem Bauernmarke, in der Josephstadt, und auf der Wieden bey den Piaristen, am Neubau in der Zollerischen Stiftung, im Waisenhause und auf der Landstraße Hauptschulen.

Trivialschulen zählt Wien 113, und sehr viele Mädchenschulen, von denen zwey für gebildetere Stände auf öffentliche Kosten eine in der Stadt und eine in der Leopoldstadt unterhalten werden. Mit den meisten Trivialschulen sind Arbeitsschulen verbunden, in welchen Mädchen in den weiblichen Arbeiten unterrichtet werden. Die Protestanten haben eine theologische Lehranstalt und neben ihren Bethhäusern eine Schule von drey Classen; auch die

nichtmirten Griechen und die Juden haben Unterrichtsanstalten.

Die Theresianische Akademie wurde von Maria Theresia im Jahre 1746 zur Bildung des jungen Adels gestiftet, und von Franz I. wieder hergestellt. Es befinden sich 200 adelige Zöglinge in derselben. Den Piaristen aus der böhmischen Provinz ist die Leitung und der Unterricht anvertraut.

Das Löwenburgische Convict in der Josephstadt wurde im Jahre 1752 von einem Grafen von Löwenburg gestiftet. Adelige und auch andere Kinder werden in demselben von Piaristen unterrichtet und erzogen. Es hat eine Bibliothek und eine Sammlung von physikalischen Instrumenten.

Die medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie in der Währinger-Gasse ist von Kaiser Joseph II. gestiftet, und erhielt unter Franz I. eine ganz neue, zweckmäßigere Verfassung. Eben derselbe ließ das prächtige Gebäude aufzuführen. In derselben werden die Aerzte und Wundärzte für die österreichischen Armeen gebildet. Sie hat eine auserlesene Bibliothek, eine herrliche Naturalien-Sammlung, ein anatomisches Theater, eine reiche Sammlung von anatomischen Wachs-Präparaten und einen botanischen Garten. Neben derselben befindet sich das Militär-Spital für 1200 Kranke, wo die angehenden Aerzte praktische Beobachtungen und Versuche unter Anleitung der Professoren machen.

Die Vieharzney-Schule und das Thierhospital auf der Landstraße in der Raben-Gasse wurden auch von Joseph II. gegründet, im Jahre 1777 eröffnet, und im Jahre 1823 mit kaiserlicher Freigebigkeit neu erweitert und organisiert. Hier werden Thier-Aerzte für die k. k. Armeen gebildet; alle Aerzte, welche ein Physicat erlangen wollen, müssen dem Unterrichte in der Thier-Arzneykunde beywohnen, und kein Hufschmied kann das Mei-

sterrecht erhalten, der nicht den Lehr-Curs über die Krankheiten der Pferde, des Hornviehes, der Schafe und anderer Haushiire, und deren Heilung hier besucht hat.

Die orientalische Akademie in der Stadt in dem Jakobser-Hause wurde von der Kaiserinn Maria Theresia im Jahre 1754 für zwölf Jünglinge gestiftet, welche sich hauptsächlich mit Erlernung der orientalischen Sprachen abgeben müssen, um zu Geschäften mit der ottomanischen Pforte brauchbar zu werden.

Das Mädchen-Pensionat zur Bildung weiblicher Lehrerinnen in der Alser-Gasse wurde von Kaiser Joseph II. im Jahre 1787 errichtet. Die Töchter verdienstvoller Beamten, besonders verwaisete, werden hier in den zum Lehramte erforderlichen Kenntnissen und Handarbeiten unterrichtet, um einst als Erzieherinnen in Privathäuser oder als Lehrerinnen in Mädchenschulen einzutreten.

In dem Pensionate der Salesianerinnen am Rennwege werden Töchter von höherem Adel erzogen und unterrichtet. Die Ursuliner-Nonnen haben in ihrem Kloster in der Johannis-Gasse in der Stadt ein Pensionat und eine sehr besuchte Mädchenschule.

Außer diesen öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten gibt es auch noch viele Privat-Erziehungs-Institute in Wien. Unter jenen für Knaben sind die Institute der Herren Klingovström, Rudlich, Blöchingen, Hoffmann und Krause am zahlreichsten.

Öeffentliche Bibliotheken

sind in Wien zwey: die k. k. Hof-Bibliothek auf dem Josephs-Platz. Kaiser Carl VI. ließ das Gebäude durch den Baumeister Fischer von Erlach aufführen. Sie enthält über 360,000 Bände, zum Theil sehr seltene und kostbare Bücher, 12,000 Bände Handschriften, 6000 Bände von Werken noch aus dem 15. Jahrhunderte, und

eine Kupferstich-Sammlung von 800 Bänden, die gegen 300,000 Stücke in sich enthalten. Sie ist die wichtigste in Deutschland. Die Universitäts-Bibliothek hat über 110,000 Bände. Beyde haben Lesezimmer, welche täglich von 8 bis 12 Uhr, und von 3 bis 6 Uhr zum Gebrauche der Bibliothek geöffnet sind. Die Bibliothek des k. k. Theresianums zählt 50,000 Bände.

Unter den Privat-Bibliotheken ist die Hand-Bibliothek Seiner k. k. Majestät Franz I. die vorzüglichste. Sie ist sehr reich an Prachtausgaben, besonders aus der letzten Zeit. Die Bibliothek des Erzherzogs Carl, ist 60,000 Bände stark, sie enthält 80,000 Kupferstiche und 4000 Handzeichnungen; jene des Fürsten von Lichtenstein enthält gegen 30,000 Bände. Die Fürsten Esterhazy, Schwarzenberg, die Grafen Harrach, Teleky, Fries, Appony u. das Stift Schotten, die Dominikaner haben auch ansehnliche Büchersammlungen.

Das k. k. Naturalien-Cabinet

in der Burg am Augustiner-Platz enthält eine Sammlung von Mineralien, Schalthieren und Seegewächsen, dann eine Sammlung der seltensten Thiere, und ist eines der vollständigsten in der Welt. Unter den Edelsteinen ist ein Opal, 34 Loth am Gewichte, und der größte seiner Art, dann ein überaus prächtiger Blumenstrauß von Edelsteinen zusammen gesetzt, merkwürdig, welchen Maria Theresia ihrem Gemahle gab, der ihn hier niederlegte. Das Naturalien-Cabinet der Universität enthält in zwey Sälen eine Sammlung der seltensten Thiere, Pflanzen und Mineralien, besonders sind die vierfüßigen Thiere sehr zahlreich. Zu beyden steht der Zutritt in gewissen Tagen und Stunden gegen Einlaß-Karten offen. In der Anna-Gasse befindet sich das brasilianische Cabinet mit

Thieren und den Kleidungen, Waffen und Geräthen der wilden Indianer = Stämme.

Das k. k. physikalisch = mechanisch = naturhistorische Cabinet

hat der jetzt regierende Kaiser Franz I. auf dem Josephs-Platz angelegt. Es enthält eine große Zahl von künstlichen Maschinen, Modellen und Instrumenten zu physikalischen und mechanischen Arbeiten u. dgl.

Die k. k. Cabinette der Münzen und Antiken in der Burg auf dem so genannten Augustiner-Gange enthalten schätzenswerthe Arbeiten des Alterthums, und unter vielen Merkwürdigkeiten eine Sammlung von mehr als 32,000 Gold- und Silberstücken. Das Gewerbe- und Kunst-Producten = Cabinet Sr. k. H. des Kronprinzen Ferdinand enthält alle Kunst-Producte der inländischen Gewerbe und Fabriken, von den rohen Stoffen bis zur höchsten Vollendung.

Botanische Gärten

befinden sich auf dem Rennwege, im obern Belvedere und in der Josephinischen Akademie. Im ersteren werden Vorlesungen für die an der hiesigen Universität studierenden Jünglinge gehalten. Der zweyte enthält auch die Gewächse, welche in den verschiedenen österreichischen Staaten wild wachsen.

Zur Aufnahme der bildenden Künste ist eine Akademie, welche Kaiser Leopold I. im Jahre 1704 gegründet, und Kaiser Joseph I. 1705 feyerlich eröffnet hat. Die folgenden Regenten haben diese Kunstanstalt immer thätig unterstützt. Mit derselben ist eine Kunsthandlung und Kunstausstellung vereinigt.

Die k. k. Gemälde = Gallerie im oberen Belvedere ist ungemein schön und zahlreich. Sie enthält bey
I. Bändchen. C

1400 Gemählde der berühmtesten Meister aus allen Schulen, und wird zweymahl die Woche geöffnet. Eben dort befindet sich die Ambraser-Sammlung, welche viele Gegenstände des Mittelalters und andere Seltenheiten enthält.

Se. k. Hoheit Erzherzog Carl, der Fürst Lichtenstein, der Fürst von Kaunitz-Rietberg, der Graf von Harrach 2c. besitzen ansehnliche Sammlungen vorrefflicher Gemählde, Kupferstiche und Zeichnungen.

In Wien besteht auch ein sehr zahlreicher Verein von Musik-Freunden mit einem Conservatorium, und eine landwirthschaftliche Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht.

Unter den Militär = Anstalten

in Wien steht der k. k. Hofkriegsrath oben an, unter dessen Leitung das sämmtliche Kriegswesen in der ganzen Monarchie steht.

Die Ingenieur = und Cadeten = Schule wurde 1758 gegründet, und befindet sich jetzt in einem verbesserten und erweiterten Zustande in dem so genannten Stiftgebäude ob der Laingrube. In derselben werden Ingenieur = Officiere und Cadeten gebildet, und in allen den Künsten und Wissenschaften unterrichtet, die zu diesem Militär = Fache nöthig sind.

Das Bombardier = Corps wurde im Jahre 1787 von Kaiser Joseph II. errichtet, und hat eine eigene Unterrichtsanstalt, in welcher sich gegen 300 Mann befinden. Das Artillerie = Corps befindet sich am Rennwege und in Gumpendorf.

Eine Kanonen = Gießerey, von Maria Theresia und Kaiser Joseph II. gegründet, befindet sich auf der Wieden. Bey derselben ist auch eine chemische Lehranstalt angelegt, in welcher alles gelehrt wird, was auf Schmelzung der Metalle Bezug hat. Die neu gebaute Stück-

bohrerey ist in der Rabengasse, dem Thier-Arzeney-Institute gegenüber. Eine k. k. Gewehr-Fabrik befindet sich zu Anfang der Währinger-Gasse. Sie wurde von Kaiser Joseph II. im Jahre 1785 angelegt, und verfertigt jährlich bis 30,000 Gewehre. In dem k. k. großen Zeughause in der Kienngasse und in dem bürgerlichen am Hofe, findet man nebst einem großen Vorrathe an Gewehren, verschiedene alte Waffen, Rüstungen, Kanonen u. d. gl.

Die Garnison von Wien wohnt in Casernen. Es sind sieben derselben, von denen jene in der Alser-Gasse 6000 Mann fassen kann. Die Veteranen der österreichischen Armee wohnen bey 800 Mann stark in dem Invaliden-Hause auf der Landstraße.

Die öffentliche Sicherheit leitet die

Ober = Polizey = Direction

in der Stadt mit den Polizey-Bezirks-Directionen in den Vorstädten. Sie hält eine 600 Mann starke Wache zu Fuß, und seit 1802 eine Abtheilung Polizey-Soldaten zu Pferde, welche zur Sicherheit der Stadt Tag und Nacht die Wachtposten auf verschiedenen Plätzen und Gassen versehen, und die öffentliche Ruhe und Ordnung handhaben müssen. Die reitende Polizey-Wache, wie auch Militär zu Fuß und zu Pferd patrouillirt besonders bey der Nacht in den Vorstädten, auf dem Glacis, an den Linien und auch in der Stadt, um allen Unfug zu verhüten. Nicht leicht trifft man eine Stadt von gleicher Zahl der Einwohner an, wo so viel Ordnung und Sicherheit bey Tag und Nacht herrscht.

Die Fiaker (Mieths = Lohnkutscher)

ungefähr 650 an der Zahl, stehen von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends theils auf großen Plätzen, theils in den ihnen zugewiesenen Gassen der Stadt und Vorstädte bereit,

um für Bezahlung, die man aber genau mit ihnen behandeln muß, Jedermann in der Stadt und in den Vorstädten und auch in die Umgebungen von *W i e n* dahin zu führen, wohin er es verlangt. Jeder Wagen hat seine Numer, und die Fiaker stehen unter einem eigenen Polizey-Commissar, bey welchem man sie nöthigen Falls belangen kann. Außer den Fiakern stehen noch 300 Stadtlohnkutscher und gegen 40 Tragsessel (Sänften) von roth gekleideten Sesselträgern bedient, zur Bequemlichkeit des Publicums bereit. — Von allen Orten in den angenehmen Umgebungen Wiens gehen im Sommer fast zu jeder Stunde bequeme Gesellschaftswagen ab, und kehren dahin zurück. Vor den Linien steht eine große Zahl so genannter Zeiselwagen bereit, die für geringe Bezahlung nach jeder Richtung abfahren. Die Stellwagen bringen an einem bestimmten Tage jeder Woche aus allen Städten und Märkten Oesterreichs Reisende nach *W i e n* und wieder zurück.

Für die Unterkunft der ankommenden Fremden ist in den

Einkehrwirthshäusern,

und für jene der Bewohner Wiens, welche zu Hause keine Küche halten, auch in den Speise-Wirthshäusern, bey den Traiteurs und in Bierhäusern gesorgt. Die Wirthe sind gehalten, auf einem Zettel die Preise ihrer Speisen und Getränke dem Gaste vorzulegen, damit er vor jeder Uebervorthheilung gesichert ist. Mehrere Gasthöfe sind zur höchsten Bequemlichkeit der Gäste mit großem Aufwande eingerichtet. Manche Wirths- und Bierhäuser in den Vorstädten haben artige Gärten, welche im Sommer häufig besucht werden.

In den Kaffeehäusern, bey 80 an der Zahl, kommt man zusammen, um Zeitungen zu lesen, sich mit Gesprächen, Bret-Karten- und Billard-Spielen zu unterhalten, oder Kaffeh, Thee, Chokolade, Punsch, Eis u. d. gl. zu nehmen. Mehrere derselben haben sich in den letzten Jah-

ren an Glanz überbothen. In dem schönsten derselben, Herrn Neuner gehörig, wird bloß auf Silber servirt.

Armen = Anstalten.

Wien wimmelte ehemahls von Bettlern. Jetzt ist die Betteley durch vortreffliche Wohlthätigkeits = Anstalten abgestellt, und selten entgeht ein Bettler der Aufsicht der Polizey.

Das Armen = Institut, von Kaiser Joseph II. gestiftet, gibt Hülfbedürftigen, die sich noch etwas erwerben können, eine tägliche Aushülfe. Der Pfarrer und Armenvater verwalten es in jeder Pfarre. Ganz Hüßlose, die sich ihren Unterhalt nicht erwerben können, werden in die Sicken = Versorgungshäuser und Grundspitäler aufgenommen, und dort unentgeltlich ernährt und verpflegt.

Arbeits = scheue, lieberliche Leute werden in das Arbeits = und Corrections = Haus auf der Laingrube abgegeben, wo sie an Arbeit gewöhnt werden, und Anstalten getroffen sind, ihre Sitten zu verbessern. Mit demselben ist eine freywillige Arbeitsanstalt verbunden, wo arbeitslose Leute Wohnung, Verdienst und Verpflegung finden.

Arme Kranke werden in das

allgemeine Krankenhaus

in der Allergasse aufgenommen. Kaiser Joseph II. hat es im Jahre 1784 errichtet. Es ist ein sehr großes, weitläufiges Gebäude von 86 Krankensälen, in deren jedem Platz für 20 bis 40 Betten ist, und in welche auch viele Vermöglichere gegen Bezahlung aufgenommen werden. Im Ganzen ist das Haus für 2000 Betten eingerichtet, und es werden jährlich über 16,000 Kranke darin verpflegt. Die innere Einrichtung desselben ist in den letzten Jahren sehr verbessert worden. Mit demselben ist eine praktisch = me-

dicinische und chirurgische Lehrschule und eine Augen-Cur-Anstalt verbunden.

In der Nähe des Spitals steht das Irrenhaus, in welches über 400 Wahnsinnige zur Heilung ihrer Krankheit aufgenommen werden. Ruhige Wahnsinnige und Genesende aus dem Irrenhause werden in das sogenannte Lazareth in der Währinger-Gasse übersezt. Unheilbare Wahnsinnige werden wie andere sieche Kranke in den Versorgungshäusern zu Mauerbach und Ips verpflegt.

Krankenhäuser und Wohlthätigkeits-Anstalten.

Das Krankenhaus der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt ist zur Aufnahme von 114 Kranken eingerichtet, unter welchen sich viele gestiftete Plätze für gewisse Innungen und Handwerker befinden. Es werden auch arme reisende kranke Handwerksbursche oder Diensteute und Kranke jeder Nation und Religion unentgeltlich aufgenommen. Diese Anstalt hat auf der Landstraße ein eigenes Haus für die Genesenden. (Reconvalescenten-Haus.)

Das Hospital der Elisabethiner-Nonnen auf der Landstraße ist für 50 kranke Frauenzimmer eingerichtet, die nicht im Stande sind, die Heilungskosten zu bezahlen.

Das Kranken-Institut für Weltpriester wurde im Jahre 1780 gegründet, und befindet sich seit 1785 in der Ungargasse auf der Landstraße. Es ist zur Aufnahme und Pflege kranker und gebrechlicher Priester eingerichtet.

Das Judenspital in der Rossau wurde von der Oppenheimer'schen jüdischen Familie für die Pflege und Heilung armer kranker Juden gegründet, und wird von diesen Glaubensgenossen thätig unterstützt.

In den zwey Instituten für kranke Kinder

erhalten die Kinder armer Aeltern ärztliche Hülfe und Arzeneyen unentgeltlich.

In dem Schutzpocken=Impfungs=Institute in der Allergasse werden täglich den dahin gebrachten Kindern die Schutzpocken geimpft, und von da der Schutzpocken=Impfungs=Stoff an jedermann, der ihn braucht, abgegeben.

In dem Waisenhaus in der Währingergasse werden arme älternlose Knaben und Mädchen, bey 1500 an der Zahl, erzogen, und in den für ihr Alter nöthigen Kenntnissen, die Mädchen besonders in weiblichen Arbeiten, unterrichtet.

Das Taubstummen=Institut auf der Wieden in der Favoriten=Strasse nimmt bey 60 taubstumme Knaben und Mädchen unentgeltlich auf, um sie in der Zeichensprache, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen u. d. gl. zu unterrichten, und zu bürgerlichen Geschäften vorzubereiten.

In dem Blinden=Institute zu Maria=Hülfe in der großen Steingasse werden bey 30 blinde Kinder in Handarbeiten, in der Musik, im Rechnen, Lesen, Schreiben u. d. gl. unterrichtet.

Das Bürgerspital zu St. Marx nimmt arme abgelebte Bürger und Bürgerinnen zur Verpflegung auf. Viele von ihnen bekommen das Versorgungsgeld auf die Hand, und verpflegen sich außer dem Hause.

E i n w o h n e r.

Wien hat bey 250,000 Einwohner, unter denen bey 15,000 Ausländer sind. Der Adel zählt 35 fürstliche, ungefähr 60 gräfliche, 50 freyherrliche Familien, welche 125 ansehnliche Palläste bewohnen, dann eine sehr große Anzahl Ritter, Landstände und wirkliche Edelleute, über 4000 Beamte, 7000 Bürger, gegen 40,000 Dienstbothen, worunter bey 6000 Livrée=Bediente sind. Bey dieser großen Bevöl-

ferung ist auch die Anzahl der Pferde und Hunde sehr groß. Von ersteren zählt man in Wien 9500, die jährlich eine Million Meßen Hafer und 20,000 Fuder Heu verzehren. Hunde sollen bey 30,000 gehalten werden.

Von den Einwohnern starben ehemahls jährlich bey 14,000, und bey 12,000 Kinder wurden geboren. Dadurch hätte die Bevölkerung abnehmen müssen; aber es wanderten immer Fremde ein, so daß die Zahl der Einwohner nicht abnahm. Jetzt weisen die jährlichen Todtenlisten nur bey 10,500 Verstorbene aus, da doch die Bevölkerung zugenommen hat. Dieses verdanket man den verbesserten Polizey- und Sanitäts-Anstalten und der Kuhpocken-Impfung.

R e l i g i o n.

Die meisten Bewohner Wiens sind katholisch, und haben zum geistlichen Oberhaupte den Erzbischof von Wien, welche Würde gegenwärtig Maximilian Leopold Graf von Firmian bekleidet. Man findet aber in Wien so wie die verschiedensten Nationen: Deutsche, Ungarn, Wallachen, Türken, Griechen, Franzosen, Italiener, u. s. w. auch verschiedene Religionsparteyen, Evangelisch-Lutherische, Reformirte, Griechen, Juden und Mahomedaner, welche friedlich, ohne sich in ihren Religionsmeinungen zu stören, neben einander leben. Die beyden protestantischen Religionsparteyen haben ihre eigenen Superintendenten, Prediger und Bethhäuser.

B e s c h ä f t i g u n g.

Alle diese Einwohner außer dem Adel, den Gelehrten, Beamten und dem geistlichen Stande treiben entweder Handel und bürgerliche Gewerbe, üben verschiedene Künste aus, arbeiten in Fabriken, oder sie suchen sich durch Handarbeit ihren Lebensunter-

halt zu verdienen. Ein Theil hat Vermögen, und genießt es in Ruhe, ein anderer lebt von Pensionen und Wohlthaten.

Die bürgerlichen Gewerbe und die Fabriken haben seit der Regierung Kaiser Joseph II., besonders unter dem Schutze unsers Landesvaters Franz I. sehr zugenommen: die Fabriken, unter welchen die k. k. Porzellan-Fabrik in der Hofau sich besonders auszeichnet, geben 60,000 Menschen Arbeit. Die Wiener-Fabrikate zeichnen sich besonders durch innern Gehalt und Geschmack aus, und werden selbst in fremde Welttheile verführt. Dahi gehören die musikalischen Instrumente, besonders Fortepiano, Kutschen, Galanterie-, Tischlerarbeiten, Strahl-Gold- und Silberarbeiten, Seiden- und Baumwollenzeuge, Zeuge, Hüte u. dgl.

Für öffentliche

V e r g n ü g u n g s ö r t e r

ist in Wien hinlänglich gesorgt. Man macht den Wienern Vorwürfe, daß sie viel an Vergnügungen hängen, und dieser Vorwurf ist nicht ganz ungegründet. Er trifft besonders auch die Söhne und Töchter reicher Aeltern. Die Classe der geringeren Bürger, die Handarbeiter u. dgl. verschwelgen häufig den Erwerb der ganzen Woche am Sonntage, und wenn noch etwas übrig bleibt, am Montage, bis auf den letzten Groschen. Die Sucht nach Unterhaltungen raubt oft auch jenen Ständen, die sich die Gebildeteren nennen, die zu ihren Berufsgeschäften bestimmte Zeit, und in der Faschingszeit opfert Mancher und Manche Gesundheit und Zufriedenheit den lärmenden Vergnügungen. Diese Vergnügungssucht wird durch den leichten Erwerb, durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel und bey der unbemittelten Volks-Classe durch die leichte Versorgung im Alter und bey Gebrechlichkeit genährt.

Wien hat fünf

Schauspielhäuser:

das k. k. Hoftheater in der Burg, das k. k. Theater bey dem Kärnthner-Thore, das Theater an der Wien, ein Theater in der Leopoldstadt und eines in der Josephstadt. In dem Circus im Prater werden Reitkünste gemacht, die Seiltänzer, Springer, Seilchwinger u. d. gl. zeigen bald in einem der Theater, bald im Circus ihre Künste, oder schlagen gewöhnlich in der Leopoldstadt ihre Schaubühne auf.

Unter den öffentlichen Spaziergängen

wird im Winter in den Mittagsstunden, und im Sommer Morgens und Abends die *Pastey* und das *Glacis* sehr häufig besucht. Man ist da vor allem Reiten und Fahren gesichert, dem Staube nicht sehr ausgesetzt, und genießt eine abwechselnde und schöne Aussicht.

Volksgarten.

Die durch die Franzosen im Jahre 1809 zerstörten Festungswerke sind als Ringmauern wieder hergestellt, und durch kaiserliche Gnade zu angenehmen Spaziergängen hergerichtet worden. Ein Theil derselben ist mit Bäumen besetzt. Das im ehemahligen *Paradies-Gärtchen* gelegene kaiserliche Gebäude ist in ein Kaffehaus umgestaltet, welches durch das anstoßende angenehme Gärtchen und durch die schöne Aussicht über einen Theil der Vorstädte bis an den *Kahlenberg* sich besonders empfiehlt. — In den Sommermonathen wird es des Morgens, um Mineralwässer zu trinken oder zu frühstücken, zahlreich besucht, wo auch eine Harmonie = Musik spielt. Dieser herrliche Morgenaufenthalt ist mit dem Volksgarten verbunden, welchen die Huld unsers gnädigsten Landesvaters *Franz I.* zum Vergnügen der Bewohner *Wiens* geschaffen hat. Ein Tempel in

griechischer Form mit einem Meisterwerke Canova's aus carrarischem Marmor, den Kampf des Theseus mit dem Minotaurus vorstellend, ziert ihn. Neben dem Haupteingange des Gartens zur Linken ist in Gestalt eines Halbzirkels ein niedliches Gebäude errichtet, wo Kaffeh, Thee, Eis und alle Erfrischungen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht gereicht werden. Die duftenden Blumenbeete, welche diesen Kaffehhaus = Saal umgeben, die harmonische Musik, welche auf dem Vorplatze spielt, ziehen des Abends eine ungemaine Zahl der gebildeteren Bewohnern Wiens herbey, welche theils im Halbzirkel sitzend, die erfrischende Abendluft im Sommer genießen, theils in langen und dichten Reihen, sich durch den Saal und im Zirkel um die Vorderseite desselben bewegen.

Der zweyte Versammlungsplatz ist auf der Nothen = Thurm = Wastey, gegenüber der Ferdinands = Brücke. Von hieraus hat man eine herrliche Aussicht über den Donau-Canal bis an den Kahlenberg, über die Leopoldstadt, die Vorstadt Weißgärber, die Franzens-Brücke bis an den Prater.

Das Glacis um die Stadt herum gibt in den Alleen ebenfalls einen angenehmen Spaziergang, und auf den Grasplätzen einen Tummelplatz für die Kinder.

Wasser = Cur = Anstalt,

Wie durch alle Thore, so gelangt man hauptsächlich durch die zwey von der Huld Sr. Majestät, eigens für Fußgänger eröffneten Thore auf das Glacis. Dieses wird in der schönen Jahreszeit Morgens und besonders Abends besucht, wo eine große Zahl der Bewohner Wiens in den dicht belaubten Alleen, die rings herum führen, lustwandelt, und entweder durch das herrliche Burgthor dem Volksgarten zufließt, oder an dem Kaffeh = Hause bey der Trink = Cur = Anstalt Platz nimmt. Hier werden in der schönen

Jahrszeit des Morgens die Mineral- Wässer aller Gesundbrunnen Deutschlands und der österreichischen Monarchie, die von den Aerzten empfohlen werden, den Heilungsbedürftigen gereicht. Warme Milch, Thee, Kaffeh und andere warme Getränke stehen im Kaffeh- Hause zu jeder Stunde, für die Lustwandler bereit. — Morgens und Abends spielt harmonische Musik hier. Eine Menge Bänke und Sige laden die Müden ein, in der Allee und zwischen den duftenden Blumenbeeten oder im runden Saale Platz zu nehmen, und die in langen Reihen durch die Allee Lustwandelnden zu beschauen. Die Grasplätze an beyden Seiten der Alleen sind mit Kindern, ihren Ammen und Aufseherinnen besäet, denen es hier nie an Mundvorrath fehlt, um den oft wiederkehrenden Hunger zu stillen.

Unter den öffentlichen Gärten

steht das *Belvedere* durch die gesunde Luft, welche die reinste in der Nähe *Wiens* ist, durch die majestätische Anlage des Gartens und durch die schöne Aussicht auf die Stadt *Wien* oben an. Es wird aber gewöhnlich nur von alternden Personen in Gesellschaft ihrer Lieblingshunde, von Studierenden, um ungestört lernen zu können, von Kindern und ihren Wärterinnen besucht.

Der Fürstlich *Schwarzenbergische* Garten neben dem *Belvedere* hat sehr angenehme Anlagen, und empfiehlt sich besonders durch viele schattenreiche Gänge und herrliche Abwechslungen.

Der Fürstlich *Lichtensteinische* Garten in der *Kofau* ist kleiner, aber er hat viele Annehmlichkeiten in seiner Anlage. Beyde Gärten stehen durch die Humanität der beyden Fürsten jedermann offen.

Der *Augarten* hat durch Kaiser *Joseph II.* seine jetzige Gestalt erhalten, der ihn im Jahre 1775 zu einem öffentlichen Ergözungsorte bestimmte. Er hat einen Flächen-

raum von 16,400 Quadrat = Klaftern, schöne schattenreiche Gänge, Alleen, artige Abtheilungen von Bäumen und Ge-
sträuchen, und auf der einen Seite auf dem Damme die
schönsten Ausichten auf die nahe gelegenen Gebirgsgegen-
den. Der erste May wird hier durch ein Musik-Concert ge-
feyert, und in einigen Tagen darauf, wird das veredelte
Horn- und Schafvieh des Landes auf Anordnung der öko-
nomischen Gesellschaft hier zur Preiswerbung aufgestellt.

An denselben stößt die *Brigitten = Au*, ein herrli-
cher Lustwald mit einer kleinen Kirche, einem Jägerhaus,
einigen kleinen Wohn- und Wirthshäusern. Am Kirchweihfe-
ste finden sich oft gegen 30,000 Menschen aus allen Stän-
den da ein, die herums pazieren, essen, trinken, tanzen, musi-
ciren, schäkern, spielen u. s. f.

Unter allen *Belustigungsörter*n wird der *Prater*
am meisten von allen Ständen in Wägen, zu Fuß und
zu Pferd besucht. Er ist ein großer, sehr angenehmer Lust-
wald. Ehedem war er nur in den Sommermonathen, und
zwar nur für Kutschen offen. Kaiser *Joseph II.* ließ ihn
im Jahre 1766 für jedermann öffnen. Man trifft dort sehr
viele Wirthshäuser, in denen man mit allen Gattungen
Speisen und Getränken bedient wird, Kaffeh = Häuser,
Ringelspiele, Vogelschießen, Schaukeln, mechanische, physik-
alische Theater, einen *Circus Gymnasticus* für Reitkünst-
ler, Seiltänzer, *Camera Obscura*, *Panorama*, Taschenspie-
ler u. dgl. an, welche die Vorübergehenden zu ihren Schau-
spielen einladen. — Mitten durch diesen Wald läuft eine drey-
fache Allee bey 2500 Klafter lang bis zu einem Lusthause,
von dem man die herrlichste Ausicht genießt. In derselben
wimmelt es von Menschen und herrlichen Wägen. An schönen
Feyertagen im May und Juny trifft man nicht selten mehr
als 1000 der prächtigsten Equipagen von zwey bis sechs
Pferden gezogen, viele Reiter, und gegen 15,000 Menschen
im *Prater* an. Der *Prater* beherberget eine große Menge

Hirsche, oft 200 an der Zahl, von denen viele so vertraut sind, daß sie besonders im Winter sich an beyden Seiten der befahrenen Allee lagern, und ungeschert an Menschen und Wagen vorübergehen. Keine Residenzstadt Europas kann sich rühmen, in solcher Nähe jagdbares Wild zu haben, über welches sich niemand zu beklagen hat.

So leuchtet der brave Seelenhirt durch sein Beyspiel.

Im Sommer des Jahres 1811, wo man eine geringe Ernte erwartete, stieg der Preis des Meken Kornes von 14 Gulden plötzlich auf 20, so daß die ärmere Volks-Classe sich kaum mehr Brot genug anschaffen konnte. Der damalige achtungswürdige Stadtpfarrer zu Efferding in Oesterreich ob der Enns, J o h a n n S c h w e r d l i n g, auch als Verfasser mehrerer Erbauungsschriften rühmlich bekannt, der seine fromme Lehre überall durch gutes Beyspiel unterstützte, ließ seinen ganzen beträchtlichen Vorrath an Korn, um den gewöhnlichen Preis von 14 Gulden an jene, deren Vorrath ausgegangen war, verkaufen, und verhinderte nicht nur, daß der Preis nach dem unedlen Wunsche niederträchtiger Bucherer nicht viel höher steigen konnte, sondern gab auch dadurch das Beyspiel einer menschenfreundlichen und patriotischen Denkungsart, da er dem Wohle seiner Mitmenschen ein beträchtliches Opfer brachte.

Ein neueres noch mehr hervorleuchtendes Beyspiel gab der fromme Fürst Primas von Ungarn, A l e x a n d e r K u d n a y von K u d n a, in der neueren Zeit. In den Jahren 1815 und 1816, wo nach mehreren Mißjahren allgemein große Theuerung herrschte, war dieser hochgeehrte Seelenhirt Bischof zu C a r l s b u r g in

Siebenbürgen. In den gebirgigen Gegenden dieses Landes, stieg der Mangel an Lebensmitteln bis zur Hungersnoth. Bevor die von Sr. Majestät dem Kaiser gesendete reichliche Hülfe in dieser entfernten Provinz anlangen konnte, hatte dieser hochgefeyerte Seelenhirt seine Kornkammern den Hungerigen schon geöffnet, und theilte mit echt samaritanischer Nächstenliebe ohne Unterschied der Religion den Katholiken, Griechen, Protestanten und Juden seine Vorräthe aus.

Der Brief ohne Unterschrift.

Am 25. Junius 1812 erhielt das k. k. Militär-Commando in Baden folgenden Brief ohne Unterschrift:

„Die allhier in der Bade-Cur sich befindenden Militär-Personen haben ihr Leben dem Besten des Vaterlandes Preis gegeben, und sind deßhalb vorzüglich würdig, bey der dermahligen außerordentlichen Dheurung von ihren Mitbürgern thätigst unterstützt zu werden.“

„Dies gerührt durch das Schicksal dieser leidenden Menschen, nimmt sich ein Ungenannter die Freyheit Eintausend Gulden diesem Briefe mit der Bitte beyzuschließen, daß sie unter die frankten gemeinen Soldaten, als eine Beyhülfe zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse vertheilt, dem Nahmen des Gebers auf keine Art nachgeforscht, und er auch nirgends genannt werde.“

Kann man wohl mit besserer Auswahl, patriotischer und uneigennütziger geben? Glück zu dem edlen Manne! Sein Beyspiel feuere die Söhne Oesterreichs zu gleichen Handlungen an. Dieses Beyspiel hat Nachahmer gefunden. Es wird kein hohes Fest im Vaterlande gefeyert, wo nicht jene braven Krieger welche in dem großen Befreyungskrieg, wo Deutschland von dem Drucke des Zwingherrschers erlöst wurde, ihr Blut verspritzt haben, mit Ge-

schon reichlich bedacht werden. Der österreichische Staatsbürger weiß jedes Verdienst zu schätzen.

Ein edles Anerbiethen.

Bald nach der erst erzählten schönen Handlung, hat ein Menschenfreund in Grätz, eben so großmüthig als bescheiden, dem Gouverneur von Inner-Oesterreich das Anerbiethen gemacht, demselben für den darauf folgenden Winter, 300 Klafter Brennholz, 400 Megen Korn und Weizen, dann 200 Megen Erdäpfel zur Vertheilung unter die hilfsbedürftigen Bewohner dieser Provinzial-Hauptstadt unentgeltlich zu überlassen. Er hat sich aber ausdrücklich bedungen, daß sein Nahme verschwiegen bleibe.

Ungeachtet dieser edle Geber für seine Großmuth keine andere Belohnung, als den stillen Dank derjenigen erwartete, deren Noth und Elend durch eine so bedeutende Gabe gemindert wurden, so verdienen doch derley edle Handlungen oft und häufig erzählt zu werden, um andere, denen Gott Mittel und Vermögen in die Hand gegeben hat, zur Wohlthätigkeit gegen ihre Mitmenschen anzueifern. Es vergeht kein Winter, der legt verflossene ist Zeuge, wo nicht auch in Wien durch die Wohlthätigkeit der Menschenfreunde Arme mit Holz oder mit Geld zur Anschaffung desselben unterstützt werden. Wohlthätigkeit ist bey uns einheimisch.

Man gehe vorsichtig mit Wahnsinnigen um.

Die Vernunft unterscheidet den Menschen von den Thieren, und macht ihn Gott ähnlich. — Wie bedauernswürdig sind Menschen, welche durch Krankheiten und an-

dere Zufälle den Gebrauch ihrer Vernunft verlieren. Als Wahnsinnige leben sie dahin, freuen sich nicht mehr ihres Daseyns, und verüben oft Thaten, welche an sich höchst gefährlich, oft unmenschlich sind, und die man ihnen doch nicht zur Last legen kann, weil sie nicht mehr den freyen Gebrauch ihrer Vernunft haben, und die Folgen ihres Thuns und Lassens nicht überlegen können. Oft rasen sie in ihrem Wahnsinne, beschädigen und verderben, was sich ihnen nähert.

So wie diese Unglücklichen das Mitleid ihrer Nebenmenschen verdienen, so necke sie ja niemand; vielmehr sey jeder, dem die Sorge über dieselben anvertraut ist, auf seiner Huth vor ihnen. Man bewache sie sorgfältig; denn oft verfallen sie unvermuthet in eine gefährliche Raserey. Folgende Thatfache beweiset es.

Zu Klagenfurt in Kärnthén hatte jemand einen Wahnsinnigen seit neun Jahren in Versorgung. Gewöhnlich betrug er sich gut; oft aber wurde er mürrisch, fing zu toben an, und drohte, daß er seinem Versorger Schaden thun würde. Dieser hätte ein desto wachsameres Auge auf ihn haben sollen; er aber achtete auf die Drohung nicht, und ließ den Wahnsinnigen unbesorgt in seinem Zimmer schlafen.

Am 5. October 1811, Morgens zwischen fünf und sechs Uhr, als der Mann mit Frau und Kindern noch in festem Schlafe begriffen war, machte der Wahnsinnige sich in einem Anfälle von Raserey aus seinem Bette los, ergriff ein im Zimmer liegendes Fleischerbeil, schlich sich in voller Wuth zu dem Bette seines Versorgers, und versetzte diesem damit einen Streich auf den Kopf.

Die Frau wurde darüber wach, sprang auf, und wollte ihrem Manne, der sich noch etwas aufzurichten schien, zu Hülfe eilen, als der Rasende ihm einen zweyten fürchterlichen Streich gab, der ihm das Gehirn zerschmetterte.

Nun stürzte sich der Tolle über die Frau, und gab

ihr neun Siebe auf den Kopf, bis sie sinnlos zu Boden fiel. Er machte sich dann aus dem Hause, verriegelte aber sorgfältig die Thür hinter sich, und entfloß in seine Heimath, wo er festgehalten, und unter sichere Verwahrung gesetzt wurde. Beyde Unglückliche starben als das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit.

Können wir es nicht als eine Wohlthat vom Staate ansehen, daß in Wien sowohl als in jeder Provinzial-Hauptstadt Irren- und Tollhäuser errichtet sind, in welchen Wahnsinnige, die armen unentgeltlich, die vermöglicheren gegen eine mäßige Bezahlung verpfleget, bewahret, hierdurch der menschlichen Gesellschaft unschädlich gemacht werden; wo man alle mögliche Mittel und Sorge anwendet, sie von ihrem unglücklichen Zustande zu heilen? Soll man nicht diese Fürsorge des Staates benötigen, und die unglücklichen Wahnsinnigen bey Zeiten in diese Versorgung geben?

Landwirthschaft.

Das Geschäft des Landmannes muß uns in jeder Hinsicht ehrwürdig seyn; denn er ernährt uns, und seine Arbeiten erfordern große Mühe, anhaltenden Fleiß, Erfahrung, Nachdenken, und die strengste Ordnung. Der Hauptzweck der Landwirthschaft ist die Gewinnung des Getreides, die Viehzucht und der Wiesenbau. Damit die Erde Früchte trage, muß sie gedünget und sorgfältig aufgelockert werden.

D ü n g e r.

Es gibt eine fast unzählbare Menge von Düngungsmitteln, und beynabe jeder Naturkörper, wenn er durch Fäulniß und Verwitterung sich aufzulösen anfängt, ist zum Dünger anwendbar. Dergleichen sind: Dünger aus Ge-

wachskörpern entstanden: Stroh, Baumlaub, Lederloß, Holzerde, Asche u. dgl.; Dünger thierischen Ursprungs: Excremente von Menschen und Thieren, Abgang von Horn, Knochen, Leder u. dgl.; Dünger aus dem Mineral-Reiche: Mergel, Gyps, Kalk, Lehmwände von alten Gebäuden und Backöfen, Salpeter u. s. w.; gemischter Dünger: Straßenkoth, Teich-Fluß- und Gräbenschlamm, und vorzüglich der Mist von Thieren. Der Landmann muß verstehen, welcher Boden das Düngen nöthig habe, wie viel er gedünget werden müsse, und was für eine Gattung Dünger diesem oder jenem Boden am zuträglichsten sey. Nichts geht nach den weisen Befehlen des Schöpfers in der Natur verloren. Was von Früchten und Fleisch genossen, was versaulet und verdorben ist, gibt Kraft zum künftigen Wachstume.

Das Auflockern des Bodens

geschieht gewöhnlich mit dem Pfluge, welchen Pferde oder Ochsen in ärmeren Gegenden auch Kühe in gerader Linie fortziehen. Der Ackersmann drückt das Pflugeisen tief in die Erde, damit es den Boden aufreißt, das Erdreich umwerfe, und Furchen bilde.

Jeder Acker muß wenigstens dreymahl vor der Ausfaat gepflüget werden. Die Schollen werden mit Schlägeln zer schlagen, und dann wird das Feld geegget, damit das Erdreich locker werde. Kleinere Ackerstücke werden öfters mit dem Spaten umgegraben, womit aber die Arbeit langsam von Statten geht.

Der war gewiß ein großer Mann,
Viel größer, als man's denket,
Der sich zuerst den Pflug ersann,
Und uns damit beschenket!
Der war gewiß ein kluger Mann,
Der ihn zuerst bespannte,
Und der des Stieres Brauchbarkeit
Zu diesem Zweck erkannte!

Der war gewiß ein weiser Mann,
Der ihn zuerst regierte,
Und kreuz und quer durch sein Gebieth
Die schlanken Furchen führte.
Der war gewiß ein froher Mann,
Der's so sah, daß es glückte,
Daß sich dieß hölzerner Geräth
So gut zum Felbbau schickte.

Bestellung der Ausfaat.

Der Landmann theilt seine Felder in Winter- und Sommerfelder. Die Winterfelder werden im Monathe September mit Roggen oder Weizen, die Sommerfelder im März und April mit Hafer und Gerste, Linsen, Erbsen, Erdäpfeln, Mais u. s. w. bebauet. Hier und da läßt man einen Acker, nachdem er ein Jahr Winterfrucht, und das zweyte Jahr Sommerfrucht getragen hat, auf ein Jahr brach (unbebaut, in Ruhe) liegen. Verständige Landwirthe haben bloß Jahr- oder Wechselfelder, welche alle Jahre, ohne brach zu liegen, mit abwechselnden Getreidearten oder Futterkräutern besäet werden.

Beim Ackerbaue hängt sehr vieles von der Güte des Samenkorns ab. Die gute Auswahl desselben ist eine Hauptsache. Guter Same muß völlig reif, trocken, und von fremden Körnern gereinigt seyn, sonst entsteht Rost und Brand, — und viel Unkraut im Getreide. Ein kluger Landwirth wechselt gern mit dem Samen, so daß er ihn nie auf den Acker bauet, auf welchem er gewonnen worden ist. Oft hohlet er ihn aus einer entfernten Gegend. Ist der Acker locker gepflüget, so wird die Winterfrucht im Herbst, die Sommerfrucht im Frühjahr gesäet. Der Sämann gibt Acht, daß er den Samen weder zu dicht, noch zu sparsam ausäet. Der Same wird dann, so bald als möglich mit dem Pfluge unter die Erde gebracht.

Wenn der Same einmahl in der Erde liegt, so kann der Landmann sehr wenig zu einer ergiebigen Ernte beytragen, sondern er muß die Fruchtbarkeit und Vielfältigung der Saat der Vorsehung überlassen. Später Reif, wenn die Halmen schon in Aehren geschossen sind, Hagel, zu feuchte und zu dürre Bitterung, Regengüsse und Ueberschwemmungen können den Landmann zum Theile, oft um den ganzen Lohn seines Fleißes bringen. Ein frommer Landmann aber spricht, nachdem er sein Feld bestellt hat: „Vater im Himmel, ich habe das Meinige gethan, gib deinen Segen; thu' auch du das Deinige!“

Nun ist die Furche wohl gebaut,
Das kleine Korn ihr anvertraut;
Nun magst du drüber watten,
Du, der du über alles wachst,
Und aus dem Körnlein Garben machst —
Nun magst du sie erhalten!

Sorge für die Saat.

Der Landmann hat aber doch so Manches zu beobachten, damit das Gedeihen der Feldfrüchte nicht gehindert werde. Die Ausrottung des Unkrauts muß seine erste Sorge seyn, und dieses geschieht durch oftmahliges Jäten und durch das zeitige Abschneiden der Früchte, noch ehe das Unkraut den Samen fallen läßt. Wenn die Saat, zu üppig auf fettem Boden wächst, so wird sie, ehe sie in Aehren schießt, abgewipfelt. Auch Thiere und Ungeziefer, besonders Wild, Feldmäuse, auch Schnecken vereiteln oft die Aussichten zu einer gesegneten Ernte. Das Wild sucht der Landmann durch Einzäunung der Felder, durch Wachen bey der Nacht abzuhalten, und die übrigen Feinde der Saat weiß er durch allerley Mittel auszurotten oder unschädlich zu machen.

Die Ernte.

Die letzte Arbeit des Landmannes im Felde ist das Ernten. Die Erntezeit, welche, je nachdem die Früchte später oder früher reifen, verschieden ist, ist der glückliche Zeitpunkt, der den Landmann für seine Mühe und Arbeit belohnt. Alle Getreidearten werden entweder von den Schnitzern mit der Sichel abgeschnitten, oder von den Mähern mit der Sense abgemähet.

Nachdem die Feldfrüchte geschnitten oder gemäht worden und trocken sind, werden sie in Garben gebunden und Haufenweise (in Mandeln) aufgestellt, und wenn auch diese ganz getrocknet sind, werden sie in die Scheuern geführt und daselbst auf einander geschichtet.

Die Ernte ist ein mühsames Geschäft; sie fällt gewöhnlich in die heißesten Sommertage, wo der Landmann vom Aufgange der Sonne bis zum Abende den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, und keinen frischen Trunk Wasser erhalten kann, um sich zu laben. Aber froh verrichtet er seine Arbeit, vergißt der Mühe und Beschwernisse, wenn der Himmel seinen Fleiß gesegnet hat. Oft werden die mond hellen Nächte zur Ernte benützt.

Im Herbst und auch oft den ganzen Winter hindurch wird das Getreide unter unzähligen Schlägen mit dem Dreschflegel auf der Tenne gedroschen, oder von Pferden und Ochsen ausgetreten; die herausgefallenen Körner werden alsdann auf der Windmühle gereinigt, daß alle Spreu wegfleht; in Säcke gefüllt, auf den Kornboden getragen und dort aufgeschüttet, oder in die Mühle geführt, um Mehl daraus zu bereiten. Die Kornböden müssen dem Luftzuge ausgesetzt seyn, und das Korn muß fleißig umgeschaufelt werden, damit es von den Kornwürmern nicht verzehrt werde, oder sonst Schaden leide. Dankbar erhebt der Landmann seinen Geist zu Gott und spricht:

Gott gab Sonnenschein und Regen,
 Gott gab unsrer Ernte Segen;
 Voll sind wieder unsre Scheunen,
 Brot hat jeder für die Seinen.
 Gott sey Dank! Wenn wirs nun essen,
 Wollen wir Gott nicht vergessen;
 Auch der Alten, auch der Armen
 Wollen wir uns gern erbarmen.

Handels- und Futterkräuter.

Der Bauer schränkt sich jedoch nicht bloß auf den Anbau der Getreidearten ein; jedes Gewächs, es sey einheimisch oder ausländisch, wird ein Gegenstand seiner Bemühung, sobald dasselbe ihm und seinen Mitbürgern Nutzen gewährt. Er bauet Hülsenfrüchte, Erbsen, Linsen, Bohnen, Wicken; Handelspflanzen; Flachs, Hanf, Hopfen, Grapp, Safran, Rübsamen, Hirse, Reis; Wurzelgewächse: Möhren, Runkelrüben, weiße und rothe Rüben, Erdäpfel, Erdbirnen, Knoblauch, Zwiebel; Futterkräuter, Küchengewächse u. dgl. Am liebsten bauet er jene von diesen Gewächsen, welche seinem Vieh zur Nahrung dienen; denn eine hinlängliche Anzahl guten Viehes ist ihm zum Ackerbaue, und zur Erleichterung der schweren Arbeiten, wie auch des Düngers und anderer Vortheile wegen unumgänglich nothwendig. Der Bau des Klees und anderer Futterkräuter ist besonders in solchen Gegenden nöthig, wo es an Weideplätzen und Wiesen mangelt.

Obschon die Arbeiten des Landmannes nicht alle so genau beschrieben werden können, und daher jedem meiner Leser zu rathen ist, dieselben selbst bey dem Landmanne aufmerksam zu beobachten, so sieht doch jeder aus dem bisher Gesagten leicht ein, daß der Landmann wegen seiner beschwerlichen Geschäfte und des großen Nutzens, den er uns verschafft, unsere ganze Achtung verdiene, — eine größere Achtung, als ihm mancher unverständige Städter

schuldig zu seyn glaubt. Hohe und Niedere genießen die Vortheile des Landbaues, und jedes Land ist glücklich zu preisen, wo der Ackerbau blüht. Das, was Grund und Boden erträgt, ist der eigentliche, unversegbare Reichthum eines Staates, und das reichste Land ist jenes, welches am meisten Einwohner ernähren kann.

Fruchtbarkeit im Kaiserstaate.

Auch in dieser Hinsicht steht der österreichische Kaiserstaat unter vielen Staaten Europens oben an; denn der Ackerbau wird so eifrig betrieben, daß unser Vaterland mehr Getreide hervorbringt, als die Einwohner desselben verzehren können, wozu auch die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens sehr viel beyträgt. Wer kennt nicht das kornreiche Marchfeld und das Tulnerfeld in Oesterreich, welche der Hauptstadt Wien so viel Getreide zuführen? Welche Menge Getreides wird jährlich aus dem ungemein fruchtbaren Ungarn ausgeführt? Böhmen und Mähren wetteifern an Fruchtbarkeit des Bodens, und in Galizien wächst Weizen und Roggen im Ueberflusse. Das lombardisch-venerianische Königreich gehört unter die fruchtbarsten Länder Italiens. Vorzüglich blühend ist der Ackerbau im Lande ob der Enns. Nur einige gebirgige Gegenden der Monarchie, wozu in Oesterreich das Viertel ob dem Mannhartsberge und ein Theil des B. O. W. W., einige Gegenden Steyermarks, Kärnthens, Krains, Tirols, Dalmatiens und Siebenbürgens, das Riesengebirge in Böhmen u. s. w. gehören, liefern wenig Getreide; sie werden aber von dem Ueberflusse der angrenzenden Länder reichlich damit versehen.

Beförderung des Ackerbaues.

Die väterliche österreichische Staatsverwaltung hat aber von je her, besonders seit den Zeiten Kaiser Josephs des Zweyten väterlich gesorgt, um den Acker-

bau empor zu bringen. Dieser große Monarch hat den Stand des Landmanns dadurch geehrt, daß er auf einer Reise in Mähren dem ackernden Bauer den Pflug aus der Hand nahm, und selbst ackerte. Fast in allen deutschen Erbstaaten sind die lästigen Frohdienste abgeschafft, und die Bauern haben sich mit Geld oder jährlichen Zahlungen davon losgekauft; denn ehemahls mußte der Bauer wöchentlich zwey bis vier Tage allein, oder mit seinen Zuthieren für die Herrschaft unentgeltlich arbeiten. Das Wild, welches oft muthwillig die Felder des Landmanns verwüstete, ist sehr vermindert, und der gütige Monarch ging dem Adel in Beschränkung der Jagdbarkeiten mit seinem erhabenen Beispiele vor. Die Flüsse, welche oft durch Ueberschwemmungen den Landmann um die Hoffnung der Ernte brachten, sind größtentheils auf kaiserlichen Befehl eingedämmt. Durch den anbefohlenen Unterricht in wohlgerichteten Schulen werden die Kinder der Landleute von Jugend auf im Denken gelübt, daß sie einst ihre Geschäfte mit Verstand treiben, und eingewurzelte Vorurtheile ablegen. Des Landbaues kundige Männer haben sich unter dem Schutze unsers gnädigsten Monarchen in Gesellschaften vereinigt, um den Ackerbau noch mehr empor zu heben. So ist eine solche Gesellschaft, welche durch den Beytritt der erhabenen Prinzen des Kaiserhauses hoch geehrt wurde, in Wien entstanden, Prag, Brünn, Grätz und Klagenfurt haben auch solche schöne Vereine. Durch die Fürsorge unsers gnädigsten Landesvaters sind an größeren Lehranstalten ökonomische Schulen errichtet worden, um den Landbau nach Grundsätzen zu erlernen, und denselben durch neue Erfindungen zu bereichern. Die Candidaten des Priesterstandes müssen auf Befehl des Monarchen diesen Unterricht sich eigen machen, um in der Folge den verbesserten Landbau als Seelsorger unter dem Landvolke zu verbreiten! Wer erkennt nicht, wie überall, so auch hier die väterliche

Fürsorge unsers gnädigsten Monarchen, der nur seine Unterthanen beglücken will?

Menschenrettung.

So wie wir im Innersten zum Mitleiden bewegt werden, wenn wir sehen, daß einer oder der andere unserer Nebenmenschen unverschuldet in ein Unglück, in eine Lebensgefahr gerathen ist; so wie wir auch jene aufrichtig bedauern, welche sich durch eigene Schuld unglücklich gemacht haben: eben so wird unser Herz mit innigem Vergnügen erfüllt, wenn wir hören, daß edle Menschen, von warmer Nächstenliebe beseelt, alles anwenden, das Elend anderer zu lindern, wenn sie selbst ihr Leben in Gefahr geben, um ihre Mitbrüder vom Tode zu retten. Solche herrliche Beispiele der Menschenrettung will ich euch erzählen. Lernet daraus die Menschen achten, und thut, wenn ihr einst Kräfte dazu habt, dergleichen.

1. Rettung aus den Flammen.

Am 2. May 1811 kam in Kaiser-Ebersdorf, zwey Stunden von Wien, Feuer aus, und in wenig Minuten standen drey Häuser armer Landleute in vollen Flammen. Das Feuer hatte so schnell um sich gegriffen, daß die Unglücklichen nichts als sich selbst retten konnten. Wie sie vom Schrecken betäubt, aus dem Hause liefen, dachten sie gar nicht daran, daß drey ihrer Kinder zurückgeblieben wären, welche, da Thüren und Fenster schon zu brennen anfangen, gar keinen Ausgang mehr hatten, und in größter Gefahr waren, von dem Rauche erstickt, oder vom Feuer verzehrt zu werden.

Schon hielt man sie für verloren, als der Corporal Thomas Christ, der Kanonier Trautsch und noch ein

Gemeiner des zweyten Feld-Artillerie-Regiments, nebst einem Einwohner des Ortes, Nicolaus Peter, mit edler Verachtung der Gefahr, sich mitten durch Rauch und Flammen wagten, und die Kinder, welche vom Rauche schon betäubt da lagen, heraus trugen.

Zwey derselben wurden durch die Mittel, welche zur Belebung der Ersticken vorgeschrieben sind, glücklich ins Leben zurückgerufen. Nur das dritte, ein Knabe von vierzehn Jahren, konnte durch die angestrengten Bemühungen der Aerzte nicht mehr gerettet werden.

Wer kann sich die Freude der Aeltern vorstellen, da sie ihre zwey Kinder durch die edle und muthvolle That dieser vier wackeren Männer dem augenscheinlichen Tode entrissen sahen! Leichter verschmerzten sie ihre Habe, da ihnen die Kinder blieben.

Nicht minder thätig bewies sich auch die Mannschaft des zweyten Artillerie-Regiments, welches in Ebersdorf lag, um der Flamme Einhalt zu thun. Sie hat es gehindert, daß das Feuer nicht weiter griff.

Gerührt über die heroische That der drey Kanoniere und über die angestrengten Bemühungen der ganzen Mannschaft, welche das Dorf von der drohenden Gefahr gerettet hatte, übergab die Gemeinde Ebersdorf diesen wackeren Kriegern zweyhundert Gulden als einen Beweis ihres Dankes. Aber die braven Männer veranstalteten vielmehr unter sich selbst eine Sammlung, legten 101 fl. 12 kr. zusammen, und gaben das angebothene Geschenk mit den gesammelten 101 fl. 12 kr. der Gemeinde mit der Bitte zurück, diese Summe unter die Unglücklichen auszutheilen, deren Habe das Feuer verzehrt hatte.

Wer wird nach einem solchen Beweise von Menschenliebe nicht ein Corps hochachten, welches sich von jeher durch seine Bildung, Kenntnisse und Tapferkeit ehrenvoll ausgezeichnet hat!

2. Ein armer, aber wackerer Mann.

Joseph St., ein Mann von 48 Jahren, ehemahls Wachtmeister des Fuhrwesens-Corps, der seit einiger Zeit bey einem Advocaten in Diensten stand, war in eine tiefe Schwermuth gefallen. Ein bedauernswürdiger Zustand, in welchem alle Freuden des Lebens keinen Reiz mehr haben, nur trübe Gedanken den Kranken martern, und seine Seelenkräfte verwirren. In dieser Lage wünschte sich der Unglückliche den Tod.

Er ging am 20. Junius 1811 auf der großen Donau-Brücke am Labor außer Wien spazieren, und stürzte sich in einem Anfälle von Wahnsinn in den Strom.

Kaum sah dieses der Tagelöhner, Ignaz Hager, als er sich mit Blitzesschnelle in den Strom warf, um den Unglücklichen zu retten. Wirklich gelang es ihm, mit Gefahr des eigenen Lebens, denselben zu erhaschen und ihn schwimmend ans Ufer zu bringen; allein alle Mittel, den Unglücklichen ins Leben zurück zu bringen, waren fruchtlos.

Wenn auch die schöne That des armen Tagelöhners nicht mit einem glücklichen Erfolge gekrönt wurde, so hat sie doch einen hohen Werth, da er mit seltener Entschlossenheit sein Leben in Gefahr gab, um einem andern dasselbe zu retten.

Wäre ihm doch das süße Bewußtseyn zu Theil geworden, ein Lebensretter zu seyn!

3. Ein Schreiner rettet ein Kind.

Am 7. Februar 1811 war durch ein schnell eingetretenes Schauerwetter der Bach zu Eschenberge, im Gothaischen, welcher mitten durch dieses Dorf läuft, so angeschwollen, daß das Wasser desselben fast gleich hoch mit der hölzernen Brücke war, welche über den Bach führt.

Bald hatten sich mehrere Kinder, welche eben aus der

Schule kamen, dort versammelt, und liefen zum Zeitvertreibe auf dem schmalen Stege, der damahls kein Geländer hatte, hin und her. Die Vorübergehenden warnten die Kinder und ermahnten sie, von diesem gefährlichen Spielplatz wegzu gehen. Aber umsonst. Sie drängten sich vielmehr noch hinauf, bis die zehnjährige Tochter des Bauers Johann Breitbart ausglitt, und in das brausende Wasser fiel.

Schon hatte sie der Bach fortgerissen, als mehrere Nachbarn, und unter diesen auch der Schreiner Friedrich Lorenz, zur Rettung des Kindes herbeyeilten. Schon auf dem Wege hatte dieser Brave seine Pantoffel weggeschleudert, die er in der Werkstätte trug, um mit der größten Geschwindigkeit an den Ort der Hülfe zu kommen. Hier wagte er sich, wenn auch nicht mit augenblicklicher Gefahr seines Lebens, doch gewiß mit größter Gefahr seiner Gesundheit, da er von der Arbeit und vom Laufen erhitzt ankam, in das Wasser, und war so glücklich, das Mädchen zu retten, welches schon unterzusinken anfing.

Diese Geschichte wird euch, liebe Leser, zugleich warnen, nie an gefährlichen Plätzen zu spielen. Hätten die Kinder auf die Warnungen der Vorübergehenden geachtet, so wäre das Mädchen nicht ins Wasser gefallen.

4. Der brave Bäcker.

Der Flecken Langenthal in der Schweiz wurde zu Anfang Februar 1812 durch das schnelle Schmelzen des Schnees ganz überschwemmt. Die Langete, welche durch den Flecken fließt, schwoll von einem unbedeutenden Bache zu einem reißenden Strome an.

Um von den Häusern der einen Seite zu den gegenüberstehenden Wohnungen zu gelangen, bauete man über die Gasse leichte Stege von Brettern. Ein Mädchen von vierzehn Jahren, welches über einen dieser Stege ging,

würde schwindelig, fiel in den Strom, und schnell riß es derselbe mit sich fort.

Viele Leute, die es sahen, liefen herbey, und schrien um Hülfe, aber nie und half. Doch eines Sprunges kommt auf das Geschrey ein Bäcker-Lehrjunge daher gelaufen, erblickt das Mädchen mit den Wellen kämpfend, verzifft auf eigene Lebensgefahr, springt ins Wasser, und hohlt die Verunglückte heraus. Besinnungslos trug man sie in das Haus eines menschenfreundlichen Schusters. Dieser brave Mann und die Seinigen pflegten sie mit dem herbeygerufenen Arzte so wohlthätig, daß sie völlig wieder hergestellt wurde.

Samuel Guiot ist der Nahme des wackern Bäcker-Lehrlings, und Nauenburg sein Vaterland. Glück zu dem Braven, durch Menschenrettung hat er den Dank seiner Mitmenschen verdient!

5. Ein Scheintodter wird gerettet.

Joseph M^r, ein Mann von 67 Jahren, arbeitete am 15. December 1811 Nachmittags um drey Uhr in der Sandgestätte zwischen der St. Marxer- und Favoriten-Linie in Wien, als das Erdreich über ihn sich ablösete, und ihn verschüttete. Vergebens war sein Bemühen, sich hervor zu wühlen. Ohne alle Hülfe lag er so mit Erde bedeckt bis zum folgenden Mittage um ein Uhr, wo man diesen Unfall gewahr wurde.

Schnell wurde alles aufgebothen, um ihn aus dem Schutte herauszugraben; aber er gab kein Zeichen des Lebens mehr. Doch der Bezirks-Wundarzt in der Vorstadt Landstraße wendete alle Mittel zur Belebung dieses Scheintodten unermüdet an, und er hatte das Vergnügen, den Verunglückten wieder aufleben zu sehen.

Eine schöne Lehre, daß man keinen Verunglückten, wenn er auch länge ohne Lebenszeichen war, aufgeben soll.

Ein fortgesetztes menschenfreundliches Bemühen, ihn zu leben, wird sehr oft durch einen glücklichen Erfolg gekrönt.

6. Ein Verschütteter wird gerettet.

Am 14. März 1812 sollte ein tiefer Brunnen in dem ehemahligen Minoriten-Gebäude in der Kreisstadt Cilly in Steyermark wieder hergestellt werden; allein in dem gleichen Augenblicke, als der Maurergeselle, Joseph Gresch in a zu arbeiten anfang, stürzte das alte Gemäuer über ihn zusammen. Zehn Stunden lang arbeiteten unter der menschenfreundlichen Leitung des Majors v. Brina mehrere Militär-Personen, den Schutt wegzuräumen. Ihr angestrengetes Bemühen hatte auch hier einen glücklichen Erfolg. Noch lebend und bey voller Besinnung ward Gresch in a hervorgezogen und seiner Familie erhalten.

Wäre er aber noch längere Zeit ohne Hülfe geblieben, so wäre die Luft in dem kleinen Raume, in welchem er sich befand, so verdorben worden, daß er gewiß erstickt wäre.

7. Die geretteten Bergleute.

Zu Ende des Monaths Junius stürzte im Bergwerke zu Zellerfeld im Braunschweigischen eine Schacht (ein unterirdischer Gang,) ein. Von dreyzehn Arbeitern wurden sechs von dem abgelöseten Gesteine zerschmettert, die übrigen aber in zwey Strecken, deren eine 12 Klafter tiefer als die andere war, eingesperrt.

In solchen Fällen pflegen sich die Bergleute durch Klopfen ein Zeichen ihres Aufenthaltes zu geben. Jene, welche in der unteren Strecke sich befanden, erfuhren dadurch bald, daß sich noch Lebende höher als sie befanden, und arbeiteten sich in drey Tagen zu ihnen durch. Als sie nun alle beyammen waren, beklagten sie gemeinschaftlich ihr Schicksal, und weinten, daß sie bald vor Mattigkeit und Hunger sterben würden. Sie bereiteten sich mit einander

zum Tode, und einer las den andern von dem Blatte eines Gesangbuches, worin zufällig Pulver gewickelt war, ein trostreiches Lied vor; jeder empfahl sich dem Willen Gottes, und suchte sich ein Plätzchen zur Ruhestätte aus.

Doch der Berghauptmann von Meding hatte in dessen alle Bergleute aus der ganzen Gegend zusammen kommen lassen, und mit ihnen Tag und Nacht gearbeitet, bis es ihnen gelang, einen Eingang zu der Strecke der Verunglückten zu machen. Todesgestalten ähnlich stiegen sie unter dem Frohlocken von Tansenden aus der finstern Schacht. Alles begrüßte sie wie Neugeborne. Die Geretteten hatten alle Weib und Kinder. Der rührende Ausdruck der Freude, mit welcher die Gattinnen mit ihren Kindern den Vater begrüßten, dessen Tod sie schon beweinten, lockte allen Anwesenden Thränen hervor.

Woraus bestehen die Wolken?

Die Materie der Wolken ist nichts anders, als ein zeretzter Dunst. Von unten her und aus der Ferne betrachtet, sieht zwar eine Wolke oft sehr verdichtet, wie ein Gebirge aus; aber wenn man bey Bergreisen wirklich in eine Wolke hinein kommt, so sieht man nichts als Nebel um sich herum, der oft so dick ist, daß man nicht zehn Schritte weit sehen kann.

Nur ein ganz Unwissender kann auf den Gedanken kommen, daß man die dunkle blaue oder braune, oder auch die schöne rothe und gelbe Farbe in den Wolken selbst antreffe. Nichts weniger als das. Diese Farben rühren bloß von Brechung und Zurückwerfung der Sonnenstrahlen her. So schön die Wolken aussehen, so haben sie nur einen erborgten Glanz, gerade so wie es sich auch mit andern glänzenden Dingen verhält. Aus der Ferne betrachtet, scheinen

die Wolken so schön, so wünschenswerth, aber in der Nähe sind sie nichts als ein gewöhnlicher Nebel.

Bestandtheile der Wolken.

Woraus bestehen also die Wolken? — Antwort: Aus sehr feinen Bläschen, so wie der sichtbare Dampf, der aus einem Kessel mit kochendem Wasser aufsteigt, wo man die Bläschen mit einem Vergrößerungsglase deutlich genug beobachten kann.

Woraus diese Bläschen entstehen, erklärt uns der Naturkündiger de Luc so: Es gibt eine feine flüssige Materie, welche die Wärme hervorbringt. Diese nennen wir Wärmestoff, Feuer-Materie. Dieser Wärmestoff verbindet sich mit den Theilchen des Wassers oder anderer besonders flüssiger Körper. Diese Auflösung in Wärmestoff heißt Dunst oder Dampf. Die Dünste oder Dämpfe sind, so lange die Auflösung in Wärmestoff vollkommen ist, unsichtbare und expansive Flüssigkeiten. Expansiv nennt man eine Flüssigkeit, die sich immer auszudehnen strebt. Wie groß die Dehnkraft des Wasserdampfes sey, kann man sich überzeugen, wenn man ein fest verschlossenes kupfernes Gefäß mit Wasser zum Feuer setzt, und das Wasser bis zum Sieden bringt. Entweder wird der Deckel des Gefäßes wegspringen, oder das ganze Gefäß bersten. Die Dampf-Maschinen geben uns den besten Beweis von der Dehnkraft des Wasserdampfes.

Aus dem Dampfe werden Bläschen.

Der Wärmestoff aber verbreitet sich in anliegende kältere Körper. Wenn daher die Dünste oder Dämpfe in einen kälteren Ort kommen, so wird ein Theil des Auflösungsmittels, nämlich des Wärmestoffes, den Dünsten entzogen, und es erfolgt etwas Aehnliches, wie wenn bey den Salzauslösungen das Auflösungsmittel vermindert wird. So wie sich die Salztheilchen alsdann in eine bestimmte Form zu

I. Bändchen. E

sammen setzen, und Krystallen bilden; so setzen sich bey den erkälteren Dünsten die Wassertheilchen zusammen, und bilden Bläschen.

In diesen Bläschen scheint ein feines expansives und specifisch leichteres Fluidum zu seyn, als die Luft, weil sie in dieser schwimmen. Vielleicht Wärmestoff und electriche Materie.

Nicht nur durch Verminderung des Wärmestoffs allein, sondern auch durch Zusammendrückung zersetzen sich die Dünste, wenn der Druck über einen gewissen Grad zunimmt. Bis auf einen gewissen Theil lassen sich nämlich die Dünste zusammen drücken, ohne daß die Wassertheilchen sich einander anziehen, und zu eigentlichem Wasser werden. Wenn aber der Druck über diesen Grad verstärkt wird, so werden die Wassertheile einander zu sehr genähert; ihre Anziehungskraft überwindet alsdann die Ausdehnungskraft des Wärmestoffes, und der Dunst zersetzt sich zum Theil.

Erst dann, wenn sich die Dünste zu Bläschen zersetzt haben, werden sie sichtbar, und eine Sammlung solcher Dunstbläschen, die sich aus den in der Atmosphäre aufgestiegenen Dünsten bilden, ist es, was wir Nebel oder Wolken nennen: Nebel, wenn wir selbst darin sind, Wolken, wenn wir sie in der Entfernung sehen.

E d e l s i n n .

In einem der letzten Kriege in Deutschland wurde ein Rittmeister beordert, fouragiren zu reiten (mit seinen Leuten auszureiten, um Futter für die Pferde zu hohlen, wo immer er eines anträfe). Er begab sich also mit seiner Schwadron in die ihm angewiesene Gegend. Diese war ein einsames Thal, ganz von Wäldern umringt. Am Ende

desselben erblickte er eine armselige Hütte; er klopfte an, und ein Greis mit ehrwürdig grauem Haupte trat heraus.

„Alter Vater,“ redete ihn der Officier an, „zeigt mir ein Feld, wo meine Reiter fouragiren können.“ „Sogleich mein Herr,“ antwortete der Greis, nahm seinen Stock, stellte sich an die Spitze der Reiter, und erklimmte mühsam die Anhöhe.

Schon hatten sie eine Viertelstunde Weges zurück gelegt, als sie ein schönes Gerstenfeld antrafen. „Da ist, was wir suchen,“ sagte der Rittmeister.

„Gedulden Sie sich noch einen Augenblick,“ erwiderte der Greis, „es soll sie nicht gereuen,“ und setzte seinen Wanderstab weiter.

Nach einer Viertelstunde kamen sie auf ein zweites Gerstenfeld. Sogleich stiegen die Reiter von den Pferden, mäheten die Gerste ab, machten Bündel, und beluden damit ihre Pferde, saßen wieder auf, und machten sich auf den Rückweg.

„Guter Alter,“ sagte da der Rittmeister zum Greise, „ihr habt uns ohne Noth zu weit geführt; das erste Feld war besser.“ —

„Es ist wahr,“ erwiederte der rechtschaffene Alte, „es war aber nicht das meinige.“

So hielt es der Greis für unedel, im Kriege den Feinden fremdes Eigenthum anzuzeigen. Er wollte lieber den Schaden tragen, als Ursache seyn, daß andere Schaden litten.

Ein Sieger trägt einen Büffel fort.

Der grausame, blutdürstige Sieger ist bekannt genug. Er mordet alles, Menschen und Thiere, was er antrifft, in einem fort, es mag ihn hungern oder nicht, und schon

im Hunger selbst seiner Zungen und seines Weibchens nicht. Denn wenn er lange keine Beute findet, würgt er seine Zungen, und will sich sein Weibchen dagegen wehren, so zerreißt er es sogleich auch. — Eine weise Einrichtung des Schöpfers, daß diese Thiere sich untereinander morden, welche durch ihre zu große Vermehrung dem menschlichen Geschlechte sehr schädlich würden!

Der Lieger ist sehr schnell, er kann gut laufen, macht Sprünge von fünf bis sechs Ellen auf den Raub, klettert sogar auf Bäume, um Affen und Vögel aufzusuchen. Er greift den größten Elephanten an, reißt ihm den Rüssel ab, springt ihm auf den Nacken, und zerfleischt ihn. Wenn sich nun der Elephant nicht mehr wehren kann, legt er sich auf den Rücken nieder, und zerdrückt durch den Fall seinen Mörder, so, daß nun beyde zugleich umkommen.

Die Stärke des Liegens ist unglaublich. Er schleppt ein Pferd oder einen Ochsen im Maule so geschwind fort, als wenn es nur ein Schöpf wäre. Ein Landmann in Ost-Indien hatte einen Büffel, der in einen Morast gefallen war. Vergebens bemühte er sich mit zwey handfesten Männern, denselben herauszuziehen. Sie gingen in das Dorf, um mehrere Leute zu Hülfe zu rufen.

Während ihrer Abwesenheit fand sich ein Lieger ein, der sogleich den Büffel aus dem Moraste herauszog. Das Erste also, was ihnen bey ihrer Rückkunft in das Auge fiel, war der Lieger, der den Büffel über die Schultern geworfen hatte, mit dem Rachen festhielt, und mit ihm nach seinem Lager hinwollte.

Als er die Landleute gewahr wurde, ergriff er die Flucht, und ließ seine Beute fallen. Er hatte aber zuvor schon den Büffel getödtet und ihm das Blut ausgesaugt. Herr Smith, der diesen Vorfall erzählt, sagt, daß in Ost-Indien die Büffel zweymahl größer als unser gewöhnliches Hornvieh sind.

Der Lieger wird nur in dem heißen Asien, vorzüglich in Ost-Indien und da nur mehr selten angetroffen. Man braucht von ihm nichts als das Fell zu Pferdebedecken. Ein Stück wird über zwanzig Thaler bezahlt.

Die edle Maske.

Abgemattet durch die lange Wanderschaft aus seiner Heimath, kam ein Schustergeselle halb zerlumpt in der Hauptstadt Böhmens, in Prag an. Auf dem ganzen weiten Wege konnte er keine Arbeit finden, größten Theils hatte er von milden Gaben gelebt. Zwey Tagreisen von Prag entfernt besiel ihn ein Fieber; er glaubte vor Schwäche die Stadt kaum mehr erreichen zu können, in welcher er auf gewisse Arbeit hoffte, und kraftlos sank er an der Klosterpforte der barmherzigen Brüder nieder. Er getraute sich nicht anzuschellen und um Aufnahme zu bitten, weil er ein Fremdling und noch dazu kein Katholik, sondern ein Protestant war.

Er findet Aufnahme.

Zufällig kam ein mitleidiger Frater (Layenbruder), (nicht der einzige im Kloster) heraus, sah den Kranken liegen, lud ihn auf seine Arme, und trug ihn in das Krankenzimmer. Er wurde sorgfältig gepflegt, genas in einigen Wochen, und schied mit Thränen des Dankes im Auge von den barmherzigen Brüdern, die ihm ein herzliches Lebewohl sagten, und ihm noch einige Groschen auf Wegzehrung mitgaben. Er fand bald Arbeit, und fühlte sich glücklicher als jemahls.

In meinem Leben werde ich diesen Dienst meinen Wohlthätern nicht vergessen, sagte er oft bey sich selbst; er sparte sichs vom Lohne ab, und gab richtig alle Wochen einen

Bevtrag in die Sammelbüchse, welche von einem Ordensmitgliede herungetragen wurde. „Sie werden, wenn die Gaben reichlich fließen, auch noch mehrere andere eben so wohlthätig pflegen;“ sagte er; jeder brave Handwerksbursche muß mit einer milden Gabe beytragen, daß sie ferner wohlthätig wirken können.

So arbeitete er einige Jahre in dieser Stadt, besuchte manchen Sonntag den mitleidigen Frater, und sann auf Mittel, sich dem braven Orden recht dankbar zu bezeugen.

Thätiger Dank.

Es kam die Faschingszeit, wo maskirte Bälle gegeben werden. Dem braven Gesellen fiel ein guter Gedanke ein, den er ausführen wollte, und wozu er auch von der Polizey gern Erlaubniß erhielt. Eines Sonntags Abends kam er in das Kloster, bath um ein Ordenskleid und um eine Sammelbüchse, und sagte, daß er Nachts auf dem Maskenballe Almosen für den Orden sammeln wolle. Man gab ihm beydes. Er zog das Ordenskleid an, nahm zwey Freunde in Masken mit sich, welche Kranke vorstellten, betrat den Saal, und wußte seine Rolle mit seinen Begleitern so gut zu spielen, daß er Aller Augen auf sich zog.

Man drängte sich um ihn herum; die Sammelbüchse wurde sowohl durch die Neuheit der Sache, als auch, weil jedermann im Frohsinne mehr zum Geben geneigt ist, und viele um das Geheimniß wußten, bald bis oben gefüllt, und der Sammler mußte um eine zweyte schicken, in welche auch noch sehr beträchtliche Gaben flossen.

So brachte er die Nacht zu, und freute sich über sein gelungenes Unternehmen mehr, als allen übrigen die rauschendsten Tänze Vergnügen machen konnten.

Mit dem frühesten Morgen war er an der Pforte des Klosters. Mit Neugierde hatte man ihn erwartet. „Hier stelle ich mein Maskenkleid mit Dank zurück,“ sagte er,

„und hier“ (er stellte die schweren Büchsen auf den Tisch,) „hier bezahle ich für das Ausleihen desselben, und ich bitte, meinen guten Willen, zur Dankbarkeit für meine gute Pflege, als ich krank war, anzunehmen.“

Man erstaunte; mehrere hundert Gulden waren in den Büchsen. Man entließ ihn mit innigem Danke; er aber freute sich, einen Theil seiner Schuld abgetragen zu haben.

Die Zigeuner.

Die Zigeuner, welche sich durch Gestalt, Lebensart und Sitten von andern Volksstämmen weit unterscheiden, leben schon seit dem Jahre 1417 zerstreut in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien. Sie kamen aus der Türkey in Zügen von mehreren hundert Menschen, und jeder Trupp hatte einen Anführer, dem sie den Nahmen Graf, Woywode oder Herzog beylegte. Um unter den Einwohnern Aufnahme zu finden, suchten sie schlau das Mitleiden derselben zu erregen. Sie gaben vor, daß sie ägyptische Christen seyen, welche wegen der Sünde, die ihre Vorfahren begangen, indem diese das Kind Jesu, als es mit seinen Aeltern nach Aegypten floh, nicht aufnehmen wollten, nun verdammt wären, sieben Jahre in fremden Ländern herum zu irren.

Der Aberglaube der damaligen Zeit und die Unbekanntschaft mit fremden Ländern machten es begreiflich, daß die Zigeuner mit dieser Lüge täuschen konnten. Sie fanden nicht nur leicht in Ungarn, Deutschland, in Böhmen und in der Schweiz Aufnahme, sondern erhielten auch im Jahre 1425 von dem Kaiser Sigismund und von andern Fürsten Schutz- und Freybrieife auf ihren Wanderungen, so daß sie überall gastfreundlich behandelt wurden.

Damahlige Beschäftigung.

Ihr Anblick erregte auch Mitleiden. Sie kamen ausgehungert und in elende Lumpen gehüllet, an. Schon damahls, wie noch jetzt, suchten sie mit Schmiedarbeiten, mit Heilung des verhexten Viehes und mit Wahrsagen aus den Linien der flachen Hand den Leichtgläubigen Geld und Lebensmittel abzulocken. Bald aber kam man ihnen auf die Spur, daß sie mit Rauben und Stehlen sich fortzuhelfen suchten, und die gastfreundliche Aufnahme mit Undank vergalteten. Man fing an, sie strenger zu beobachten und zu behandeln; doch die härtesten Strafen vermochten nicht, sie im Zaume zu halten. Sie wurden nach und nach aus den meisten Staaten, in welche sie eingewandert waren, verwiesen; aber immer suchten sie wieder, sich einzuschleichen, welches ihnen besonders in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien gelang.

Wahre Herkunft der Zigeuner.

Jetzt glaubt man der Abkunft der Zigeuner auf die Spur gekommen zu seyn. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie aus Hindostan in Ost-Indien ausgewandert, wo sie zu der verworfensten aller Casten, zu den Parias gehört haben. Die auffallende Aehnlichkeit der Zigeunersprache mit der in Hindostan gewöhnlichen, und die Gleichheit der Sitten und Gebräuche der Zigeuner mit jenen der Parias in Hindostan lassen kaum zweifeln, daß sie aus diesem Lande abstammen. Da die Parias in Hindostan von den andern Casten stets mit der größten Verachtung und äußersten Härte behandelt worden sind, und zu der elendesten Lebensart verdammt waren, so ist es wohl denkbar, daß eine Anzahl derselben bey irgend einer Gelegenheit, wahrscheinlich bey den Kriegszügen des mongolischen Eroberers Tamerlan in den Jahren 1398 und

1399, wo Indien beunruhiget war, Gelegenheit gefunden hat, nach fremden Ländern auszuwandern, und ein besseres Geschick dort zu suchen. Einzelne Haufen dieser Auswanderer wagten sich selbst bis in die entfernteren nördlichen Länder, wo man immer noch Zigeuner, wiewohl nicht in großer Zahl antrifft.

Gestalt und Leibesbeschaffenheit.

Ihre Haut ist schwarzbraun oder olivenfarbig, weiße Zähne, wie Elfenbein, schimmern zwischen ihren rothen Lippen hervor; langes schwarzes Haar, welches sie nicht ohne Zwang abschneiden lassen, bedeckt ihr Haupt, und schwarze lebhaft herumrollende Augen zieren ihr Gesicht. Dabey zeichnen sich die Männer durch einen schlanken Wuchs und der ganze Volksstamm durch eine dauerhafte Gesundheit aus. Buckel, Blindheit und andere Leibesgebrechen sind bey den Zigeunern selten. Weder nasse noch trockene Witterung, weder Hitze noch Kälte, folgten auch diese entgegen gesetzten Dinge noch so schnell auf einander, haben den geringsten Einfluß auf sie.

Der Zigeuner liebt einen hohen Grad von Wärme; es behagt ihm vorzüglich, wenn er Tag und Nacht so dicht am Feuer liegen oder sitzen kann, daß er selbst mit aufbrennen möchte. Aber er ist auch im Stande, mit entblößtem Kopfe in einem zerrissenen Hemde oder mit Lumpen nur zur Hälfte bedeckt, bey größter Kälte und Frost von Dorfe zu Dorfe zu wandern, ohne Husten, Schnupfen oder sonst den geringsten Nachtheil zu spüren. Wie der Zigeuner an Festigkeit des Körpers und an Dauerhaftigkeit der Gesundheit dem Wilden nahe kommt, so gleicht er ihm auch an Rohheit und Mangel an aller moralischen Bildung.

Erziehung der Zigeuner.

An beyden ist seine Erziehung und Lebensart Schuld. Von Jugend auf führen die meisten Zigeuner ein herumziehendes wildes und trüges Leben, wohnen unter Zelten, in Erdgruben und Höhlen, und sind aller Witterung und allem Mangel ausgesetzt, weil sie lieber darben als arbeiten wollen. Nur wenige sind ansäßig, die man Neubauern nennt.

Die unbarmherzige Mutter nimmt auf gut zigeunerisch ihr kaum einmonathliches Kind, gleich einem Schnappfackel auf den Rücken, und zieht, unbesorgt, was ihm zu stoßen könnte, bey rauhem und mildem, kaltem und warmem Wetter umher. Ist der Knabe zwey- oder dreyjährig, so fängt eine noch härtere Lebensart an. Vorher war er wenigstens in Lumpen gehüllt; nun aber leidet er an diesen Mangel; er muß die Wanderschaft mit seinen Aeltern bey jeder Witterung zu Fuß machen, und ist sehr glücklich, wenn er in dünnen Strumpfsocken über Schnee und Eis hinlaufen kann.

Bey dieser herumziehenden wilden und einsamen Lebensart ist an keinen Unterricht, an keine Bildung der Kinder zu denken. Die Aeltern selbst sind roh und ungebildet, haben keine richtigen Begriffe von Gott, von Recht und Billigkeit; sie scheuen die Arbeit und das gesellschaftliche Leben, und eben so wachsen ihre Kinder in Rohheit, Trägheit, und Unwissenheit unter schlechten Beyspielen der Aeltern auf.

Versuche zur Bildung der Zigeuner.

Schon im Jahre 1768 faßte die Kaiserinn Maria Theresia den menschenfreundlichen Gedanken, diese Leute zum Ackerbaue, zu beständigen Wohnsitzen in Häusern, zu einer besseren Lebensart, und dadurch zu milderem Sitten zu gewöhnen,

und sie zu brauchbaren Mitgliedern des Staates zu machen. Die herumschweifende Lebensart wurde ihnen untersagt; sie sollten sich unter gewissen Bedingungen ansäßig machen, sich der Landessprache und der im Lande gewöhnlichen Kleidung bedienen, und nicht mehr Zigeuner sondern Neubauern heißen. Da diese wohlgemeinten Maßregeln nichts nützten und immer Klagen über die Diebereyen der Zigeuner einliefen, so wurden ihnen die Kinder, welche über fünf Jahre alt waren, mit Gewalt weggenommen, und gegen ein von der Regierung bezahltes Kostgeld bey braven Landeuten zur besseren Erziehung untergebracht. Dessen ungeachtet blieb der größte Theil des Zigeuner-Volkes noch bey seinen rohen Sitten. Auch Kaiser Joseph II. versuchte, diesen Volksstamm zu nützlichen Bürgern umzubilden; aber die Bemühungen waren größten Theils fruchtlos. Sehr viele Zigeuner sind noch, wie sie vor fünfzig Jahren gewesen sind; nur wenige sind ausgenommen, welche in sogenannten Ziganien, (Zigeuner-Dörfern) an dem Ende der Vorstädte und Dörfer, von den übrigen Ortseinwohnern abgesondert, zusammen wohnen und stäte Beschäftigung treiben. Aber auch diese Häuser sind eng und schmutzig, und unterscheiden sich nicht viel von den Höhlen der nomadischen Zigeuner.

Nahrung der Zigeuner.

Die Zigeuner, unreinlich in allen ihren Verrichtungen, führen bisweilen einen ganz besonderen Tisch. Bald leiden sie aus Mangel Hunger, oder ihre ganze Kost besteht in Wasser und Brot; bald schmausen sie Hühner und Gänse, die sie auf eine schlaue Art von den Grasplätzen oder aus den Bauernhäusern zu stehlen wissen.

Ein besonders festlicher Tag aber ist es für sie, wenn ein Braten von gestorbenem Viehe in ihrer Schüssel erscheint. Es sey das Las eines Schafes oder Schweins, einer Kuh oder eines andern Thieres, alles, nur das Pferd ausge-

nommen, gilt ihnen gleich. Es ekelt ihnen nicht nur davon gar nicht, sondern sie halten es für einen Leckerbissen.

Sie suchen daher jede Gelegenheit auf, ein so köstliches Mahl zu bekommen. Fällt ein Stück Vieh im Stalle, und sie bekommen davon Nachricht, so verrichten sie Abdeckersdienste, geben die Haut dem Bauer gegen eine kleine Vergütung, und entschädigen sich durch das Fleisch, welches sie mit Appetit verzehren. Ein Schaf oder ein Schwein von den Herden im Felde, das gefallen ist, wird begierig in ihre Hütte gezogen, und mit Lust verzehrt. Besonders aber spüren sie den Thieren nach, die im Feuer den Tod gefunden haben.

Wenn daher in einer Stadt oder auf dem Lande eine unglückliche Feuersbrunst gewüthet hat, so eilen am folgenden Tage die Zigeuner weit und breit herbey, um das erstickte und halbverbrannte Vieh aus der Asche hervorzuziehen. Männer, Weiber und Kinder kommen aus den herumliegenden Gegenden schaaarenweise, bezeugen sich sehr geschäftig, nehmen das Fleisch auf ihre Achseln, und wandern damit vergnügt zu ihren Wohnplätzen, und schmausen so lang davon, als ein Bissen übrig ist.

Die Zurichtung dieser Kost ist sehr einfach: was für die ersten Tage bestimmt ist, wird gekocht oder gebraten, und das Uebrige entweder an der Sonne gedörret, oder in ihren Hütten und Höhlen geräuchert, und sodann ohne weitere Umstände gespeiset.

Brot backen die Zigeuner nicht leicht selbst; sie kaufen, erbetteln oder stehlen es, oder entbehren es ganz bey ihren Mahlzeiten. Haben sie aber auf was immer für eine Art einen Vorrath von Mehl erhascht, so bereiten sie doch eine Art Brot auf eine ganz einfache Art. Der Zigeuner macht mit Holz Feuer auf die Erde, welches zu Asche verbrennen muß. Unterdeffen knetet die Zigeunerinn den

Teig und formet kleine Kuchen, die alsdann in die heiße Asche gelegt, und so gebacken werden.

Bey ihrem Mahle brauchen sie weder Tisch noch Teller, weder Gabel noch Messer, auch nicht einmahl eine Schüssel. Ein irdener Topf, eine eiserne Pfanne, die zugleich die Stelle der Schüssel vertreten, ein Löffel und ein einziges Messer machen ihr gesamntes Küchen- und Speisegeräthe aus. Ist die Mahlzeit fertig, so setzt sich die ganze Familie um den Topf oder die Pfanne herum auf die Erde, das Gebratene oder Gekochte wird zerstückt, und nun greift jeder, ohne durch ein Gebeth sich vorzubereiten, mit den Fingern zu, so lang ein Stück im Topfe ist.

Wasser ist das gewöhnliche Getränk der Zigeuner; bekommen sie Bier unentgeltlich, so trinken sie es auch. Wein ist für sie zu kostbar: aber Branntwein ihr höchstes Gut, den sie so lange trinken, bis sie berauscht werden. Für ihn gibt der Zigeuner auch hin, was er nur immer hat. Ist nun auf diese oder jene Weise ein Groschen sein geworden, so gleich wird ein Haus gesucht, wo er dieses Labfal kaufen kann. Jede Kindstaufe, Hochzeit oder andere festliche Begebenheit muß mit Branntwein gefeyert werden. Haben die Zigeuner dessen genug, so sind sie vollends glücklich, und keiner ermangelt alsdann, durch Schreyen, Lärmen und Tanzen zu zeigen, wie wohl ihm sey.

Höchste Lust des Zigeuners.

So sehr der Zigeuner den Branntwein liebt, so ist ihm doch der Rauchtabak über alles. Mann, Weib und Kinder rauchen aus Pfeifen mit fingerlangen Röhren, damit der Rauch mit voller Kraft Gaumen und Zunge kitzle. Dieses Rohr ist immer von Holz, damit es den Saft in sich ziehe.

Ist es durch vieles Rauchen recht mit dem scharfen Tabaksafte durchgebeizt, so findet der Zigeuner einen

Leckerbissen daran, es langsam zu zerkauen, so lang ein Spänchen daran ist. Ein werthtes Geschenk ist es ihm, wenn er so ein altes unbrauchbares Röhrchen von jemandem erhält, und er geht bey dem Zerkauen so wirthschaftlich damit um, daß er sich oft mehrere Tage daran erquickt. Mit gleicher Behaglichkeit kauen und verschlucken die Zigeuner auch die Blätter und Stängel des Tabaks.

Der Zigeuner ist fähig, ohne Brot und ohne alle Speise mehr als einen Tag bey seiner Arbeit auszuhalten, wenn er nur ein Tabaksblatt oder ein Stückchen Rohr von beschriebener Eigenschaft zu sich nimmt. Daran kauet er, trinkt einen Mund voll Wasser dazu, und ist vergnügt.

Die Kleidung

dieses Volks ist arm und dürftig. Eine Bedeckung des Kopfes hält der Zigeuner in Ungarn für sehr entbehrlich; er trägt keinen Hut, nur wenn er Staat machen will, nimmt er eine rauhe Mütze. Seine Fußbekleidung hat er sehr wohlfeil. Im Sommer geht er barfuß, im Winter werden die Füße in alte Lumpen eingnäht und eingebunden, welche sie so lange tragen, bis sie wegfallen.

Manche Zigeuner tragen grobe Socken, welche die Zigeunerinn aus schlechter Wolle mit hölzernen Nadeln strickt. Um das Leinenzeug sieht es gar übel aus, da die Weiber weder spinnen, nähen noch waschen. Lumpige Hemden, welche sie erbetteln, bedecken ihre Blößen, und werden so wie die übrigen Kleidungsstücke Tag und Nacht getragen, bis sie in Stücken wegfallen.

Eitelkeit der Zigeuner.

Nebenher halten die Zigeuner doch auf Puz; aber nur durch Arbeit wollen sie sich keine Kleidung verschaffen. Hat ein Zigeuner Gelegenheit, durch Schenkung, Kauf oder durch ein ihnen sehr gemeines Mittel, durch Stehlen, ein

gutes Kleidungsstück zu erhaschen, so wird es angezogen, wenn auch der übrige Anzug gar nicht damit übereinstimmt. Wären auch der Vöcher, womit sein schmieriges erdgraues Hemd versehen ist, unzählige, hielten seine lumpigen Beinkleider kaum am Leibe mehr fest, hätte er überdieß weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hut, so hindert ihn das nicht, sein erhaltenes Kleidungsstück anzuziehen. Ist es von rother Farbe, so brühet er sich gar sehr damit.

Dabey sind die Zigeuner auf die ungarische Landestracht sehr erpicht, und ein rothes oder grünes Kleid eines ungarischen Magnaten ist ihm über alles. Eher würde ein Zigeuner halb nackend gehen, oder einen Sack umnehmen, als daß er sich entschließen sollte, ein ausländisches deutsches Kleid anzuziehen, wenn es auch noch so gut ist, und er es zum Geschenke erhält. Einen Bauernrock legt der Zigeuner nur im äußersten Nothfalle an, um sich vor der drückenden Kälte zu schützen.

Die Zigeuner kaufen am allerliebsten alte abgetragene Kleider zu ihrem Gebrauche, und wer so ein rothes oder grünes Kleid trägt, wird oft von einem Haufen alter und junger Zigeuner umringt, die ihm auf öffentlicher Gasse seinen Rock, Pelz oder Beinkleider abzuhandeln suchen. Bekommen sie ein solches Kleid, welches auch mit Schnüren verschiedentlich garnirt, oder gar mit Borden besetzt ist, so treten sie in demselben so stolz einher, als stünde nicht allein die umliegende Gegend unter ihnen, sondern die ganze Welt zu ihren Diensten.

So erblickt man nun nicht selten einen Zigeuner, der in einem bordirten Pelz oder galonnirten Rock mit versilberten Knöpfen behangen, barfuß, ohne Hut und in einem beschmutzten oder zerrissenen Hemde auf offener Gasse stolz einher kommt. Ein anderer hat rothe Beinkleider, mit Borden besetzt, und weiter nichts außer einem schmierigen halben Hemde an seinem ganzen Leibe.

Soll sich der ungarische Zigeuner endlich in seinem Fußwerke gefallen, so muß er gelbe Stiefeln, (Tschismen) mit glänzenden Spornen haben. Sobald diese an seinen Füßen Gala machen, schreitet er langsam und stolz aus, blickt mit Vergnügen auf seine Füße, und überfiehet die Lumpen von Hosen, die kaum seine Schenkel bedecken.

Die Zigeunerinnen thun es den Männern an Schmutz und Unsauberkeit in der Kleidung noch weit bevor. Ihr Anblick erweckt Ekel. Oft besteht ihre ganze Kleidung nur in einem groben leinenen Tuche, das sie über den Kopf nehmen, und um den Leib herumwickeln, oder sie schlagen im Winter ein Stück wollenen Zeuges oder eine Koze in Form eines Mantels um sich. Oft ziehen sie auch Kleider von Männern an, wenn sie derselben habhaft werden können. Die Füße nähen sie, wie die Männer in Lumpen. Doch haben sie auch Hang zu einem lächerlichen Puze, wie die Zigeuner. Sie tragen z. B. oft Hauben mit Goldschmüren, indessen ein zeretzter leinener Kittel ihren Leib zur Noth bedeckt. Auch puken sie die Ohren mit allerley Gehängen, so wie die Finger mit Ringen.

Um die Kleidung der Kinder sieht es so übel wie um jene der Aeltern aus. Ehemahls gingen sie bis in das zehnte Jahr nackt. Diese Unsittlichkeit hat der menschenfreundliche Kaiser Joseph der Zweyte streng verbothen; nun hüllen sie sich in schmutzige Bezen oder bedecken sich mit alten Kleidungsstücken, welche sie sich auf allerley Weise zu verschaffen suchen.

Wohnung der Zigeuner.

So wachsen nun die Zigeuner als rohe verwilderte Naturmenschen mitten in Ländern auf, wo Bildung und Sittlichkeit mit jedem Jahre weiter fortschreiten. Wenige halten sich an einem Orte beständig auf; diese nähern sich schon etwas der Sittlichkeit gebildeter Menschen, und wohnen

in eigenthümlichen, obwohl sehr elenden Hütten. Die meisten unter ihnen aber ziehen horden- und familienweise von einer Gegend in die andere, und haben keine andere Wohnungen als Zelte, Felsengrotten und unterirdische Höhlen. Ehemahls wanderten sie aus Ungarn und Siebenbürgen aus, durchstreiften Oesterreich, Steyermark, Mähren, Böhmen und andere angränzende Länder, und stifteten allerley Unheil; jetzt aber weisen sie eine wachsame Polizey in ihre Heimath zurück.

Die Zelte sind ihre Sommerwohnungen, und sie lieben sie so sehr, daß selbst der Zigeuner, welcher seinen einmahl gewohnten Wohnplatz nie verändert, mit Ankunft des Frühlings aus seiner Hütte hervorkriecht, und sich neben an für den Sommer ein Zelt aufschlägt, worunter er mit seiner Familie bleibt, bis Frost und Schneegestöber ihn in die Hütte zurück treiben. Viele von den herum wandernden Zigeunern haben nicht einmahl Zelte, sondern lagern sich, wenn sie die Mittagssonne sicht, in Wäldern, in den Schatten der Felsen, hinter Zäune und am liebsten unter Weidenbäume, wo sie auch die Nacht zubringen.

Sommeraufenthalt.

Der nomadische (herum wandernde) Zigeuner hat, wenn er es nur irgend möglich machen kann, in Ungarn und Siebenbürgen ein Pferd, welchem er sein elendes Gepäck, das Zelt, oft auch Weib und kleine Kinder aufladet. Kommt er an einen Ort, der ihm gefällt, und nahe an einem Dorfe oder einer Stadt liegt, so ladet er ab, spannt sein Zelt auf, läßt sein Pferd an einen Pfahl gebunden umher grasen, und bleibt etliche Wochen da. Steht es ihm nicht an, so bricht er schon den zweyten oder dritten Tag auf, wozu ihn aber oft schon vor der Zeit die Bauern zwingen, dessen Gänsen und Hühnern er schlaue nachstellt. Doch sind die Zigeuner listig genug, ihren Aufenthalt in Gebüschen

I Wäldchen.

zu verbergen, und wenn sie jemanden etwas entwenden, oder sonst in einem Stücke ausgeschweift haben, so machen sie sich gemeiniglich davon, ehe noch im Dorfe ihre Vergehung gemerkt wird.

Winteraufenthalt.

Ihre Winterhütten sind Gruben, die sie entweder zehn auch zwölf Schuh in die Erde, oder auch in einen Hügel hinein graben. Oben überlegen sie dieselben quer mit Balken, und bedecken sie mit Stroh, Schutt und Rasen. Für das Pferd wird bey dem Eingange der Höhle ein Schoppen angebracht, und dieser mit Stroh, Reißholz und andern Dingen verwahret. Nur dieser Schoppen und etwa ein Rauchfang, der über die Oberdecke der Höhle hervorragt, und dichten Rauch ausstößt, verrathen den Schlupfwinkel der Zigeuner, den sie sehr gern in der Nähe eines Dorfes anlegen. Gewöhnlich ist der Ausgang gegen Sonnenaufgang oder Mittag gerichtet, welcher bey Tage offen ist, des Nachts oder bey schlechter Witterung aber mit einer Koge, einem groben Luche oder mit Brettern zugemacht wird.

Diese Hütten sind der Luft und dem Tageslichte die meiste Zeit verschlossen, feucht, voll Unrathes, und scheinen mehr Höhlen wilder Thiere, als Wohnungen der Menschen zu seyn. Kein Hausrath ist hier zu sehen; in der Mitte brennt das Feuer, das ihnen zum Kochen der Speisen und zur Erwärmung dient. Rund herum liegen Vater, Mutter und Kinder; da essen und schlafen sie. Höchstens wird bey der Nacht ein altes Bettzeug oder ein Schaffell untergelegt.

Leuchter und Licht braucht der Zigeuner nicht. Ist ein heiterer Tag, so läßt er das Sonnenlicht durch die Thür hereinkommen, begibt sich zur Ruhe mit Untergang der Sonne, und faulenzet, bis er hellen Tag vermuthet. Stürmet das Wetter mit kaltem Winde und Schneegestö-

ber, so verlegt er die Thür, unterhält Feuer, bis ihn schläfert, und er keine Leuchte mehr braucht.

So bringen die Zigeuner den größten Theil des Winters in Faulheit und Nichtsthun zu; höchstens schmiedet der Mann einiges Eisengeräthe, welches das Weib verkauft, wenn sie der größte Hunger zwingt. Tabakschmauchen, kochen, essen und schlafen machen die Tagesbeschäftigung der ganzen Familie während des Winters aus; so bald aber der erste Frosch quackt, kriechet sie aus der Hütte hervor, zerstört sie, und zieht weiter.

Beschäftigung der Zigeuner.

Viele von den Zigeunern geben sich mit Schmied- und Schlosserarbeit, aber nur zur Noth ab. Zu diesen Verrichtungen haben sie ein Paar Blasbälge zum Anfachen des Feuers, einen kleinen Amboss von Stein, eine Zange und etwa ein Paar Hämmer, einen Schraubstock, eine Feile, welche Werkzeuge sie allenthalben mit sich führen. Grobe Arbeit verfertigen sie aber nicht leicht, höchstens dünne Hufeisen. Insgemein bleiben sie nur bey Kleinigkeiten, und schmieden kleine eiserne Ringe, Manteltrommeln, Schindel- und Banknägel, bessern alte Kessel und Pfannen aus, machen Messer, Petschafte, Nadeln, und bisweilen auch einige Sachen aus Zinn und Messing.

Zu diesen Arbeiten sammeln sie allenthalben altes, verrostetes Eisen, alte Nägel und Meise, zerbrochene Hufeisen u. dgl., welche sie mit Fertigkeit schmieden und verarbeiten.

Hat der Zigeuner auf seiner Wanderschaft sein Zelt aufgeschlagen, und gedenkt er an einem Orte einige Tage oder Wochen zu bleiben, so sucht er zuerst Holz, um Kohlen zu brennen; er bereitet sich die nöthigen Kohlen selbst. Dann schickt er sich zur Arbeit an, und zwar bey gutem

Wetter außer dem Zelte, bey stürmischer Witterung aber, oder bey der brennenden Sonnenhitze unter demselben, bis er einige Arbeit fertig hat, welche Mann, Weib und Kinder in das nächste Dorf tragen, und Haus für Haus feilbiethen.

Der Zigeuner sitzt bey seiner Arbeit mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Erde neben seinem Amböse. Das Weib ist ihm zur Seite, und bläst mit dem Blasbalge die Kohlen an, in welchem Geschäfte es auch die Kinder ablösen, welche nackt wie Frösche um das Feuer herumsitzen.

Der Zigeuner arbeitet hurtig, und mit seinen schlechten Werkzeugen dennoch zum Verwundern gut. Nur darf das Arbeiten nicht lange anhalten, sonst wird er überdrüssig, und so lange noch ein Bein abzunagen, eine alte Rinde Brot, oder sonst was übrig ist, den hungrigen Magen zu befriedigen, rührt er keinen Hammer an. Seine verfertigten Waaren tauscht er bey den Dorfbewohnern für bares Geld, gewöhnlich sehr wohlfeil, oder auch für Eswaaren und andere Dinge um.

P f e r d h a n d e l.

Manche Zigeuner treiben Handel und Tausch mit Pferden, selbst hie und da auch Pferdezucht, und befinden sich nicht schlecht dabey. Aber jeder sey auf seiner Huth, wenn er von den Zigeunern ein Pferd kauft: denn sie gebrauchen allerley Kunstgriffe, den Käufer zu hintergehen; obwohl sie oft auch mit dem Gewinne von einigen Groschen vorlieb nehmen, und selbst einen Gaul, den sie wegen seiner magern und gar nicht empfehlenden Gestalt nicht an Mann zu bringen hoffen, um den Werth der Haut hergeben.

Reitet ein Zigeuner ein altes kraftloses Pferd zu Markte, so trachtet er demselben einen Schein von Mun-

terkeit zu geben. Er steigt in der Nähe des Ortes, wo er den Kauf zu schließen hofft, ab, und prügelt das Thier unbarmerzig ab, so daß vor Angst alle Muskeln desselben in Bewegung kommen. Dann sitzt er auf, bringt es zu Markt, und reitet es dem Käufer vor.

Da nun das arme Thier, seiner erst empfangenen tüchtigen Schläge eingedenk, außerordentlich scheu und furchtsam ist, so macht es bey der kleinsten Bewegung seines Reiters Wendungen und Sprünge, und läuft aus vollem Athem, um nur von Schlägen verschont zu bleiben. Der unkundige Käufer hält nun diese Munterkeit für natürlich, und hofft, durch gute Wartung dem Thiere ein besseres Aussehen zu geben, schließt den Kauf, und ist betrogen.

Eine andere Art des Betruges beym Pferdhandel treiben die Zigeuner dadurch, daß sie an einem versteckten Orte einen Riß in die Haut des abgemagerten alten Pferdes machen, und durch denselben das Fell so lang aufblasen, bis das Pferd ein feistes Ansehen bekommt. Sodann wird die verwundete Stelle mit einem stark klebenden Pflaster belegt, um der zwischen Fell und Fleisch befindlichen Luft den Ausgang zu verschließen.

Meinen jungen Lesern werden diese niedrigen Betrügereyen sehr mißfallen. Sie sind auch schändlich genug; was läßt sich aber von rohen Leuten erwarten, die ohne alle Erziehung in der größten Unwissenheit und Unsitlichkeit aufgewachsen sind?

N e u b a u e r n .

Es gibt auch einige ansäßige Zigeuner oder sogenannte Neubauern, welche Zimmerleute sind, und andere, welche sich mit Drechslerarbeit abgeben. Die ersteren verfertigen Tröge und Mulden, die letzteren aber hölzerne Teller, Schüsseln, Löffel und andern dergleichen Haus-

rath, den sie vertrödeln. Außer diesen gibt es unter ihnen auch Korbflechter, Siebmacher, Schuhflecker u. dgl. Diese, wie auch etliche, welche das Schloßer- und Schmiedhandwerk treiben, haben in Siebenbürgen oft bestimmte vornehme Häuser, für die allein sie das ganze Jahr arbeiten, wofür sie zwar nicht Geld, aber doch außer andern Vortheilen ein gewisses Essen und Trinken bekommen.

Wer keine Kunden hat, nimmt sein Werkzeug in einem Sacke auf den Rücken, und sucht in allen Gassen und Straßen Arbeit. Findet er sie, so wirft er gleich seinen Schnappsack ab, und schlägt seine Werkstätte vor der Thür des Hauses auf. Zu dem Ackerbaue wollen sich die Zigeuner auf keine Art bequemen.

Beschäftigung der Zigeunerinnen.

Die Zigeunerinn, obwohl sie weder spinnet noch nähet, weder flickt noch wäscht, trägt doch auch das Ihrige zur Erhaltung der Familie bey, was sie aber oft auf die unredlichste Weise thut. Die Zigeunerinnen tragen die gefertigten Waaren zum Verkaufe herum, betteln an den Straßen und Hausthüren, belustigen für eine kleine Gabe die Vorübergehenden durch allerley Tänze, wozu der Zigeuner oft auf einer alten Geige schnarrt, oder die Sackpfeife bläst. Zum Tanze werden auch die Kinder schon in ihrer ersten Jugend abgerichtet, und sie dürfen niemanden vor die Hütte oder das Zelt ihrer Aeltern vorüber lassen, ohne ihm dadurch eine kleine Gabe abzulocken, daß sie vor seinen Augen tanzen, herumgaulen, und mit Händen und Füßen ein Rad schlagen.

W a h r s a g e r e y

ist aber ein allgemeiner Kunstgriff der Zigeunerinnen, um sich Geld, Lebensmittel und alte Kleidung zu verschaffen. Dadurch betören sie das abergläubige Landvolk, spähen das Haus aus, und nicht selten ist es schon geschehn, daß

die Kinder, welche die Zigeunerinnen bey ihrem Erwerbe immer bey sich haben, im Vorhause und im Hühnerhofe stahlen, während die Mutter der leichtgläubigen Bauersfrau alles Ernstes aus der Hand wahr sagte.

Im Temeswarer-Banate verkaufen die Zigeunerinnen auch gewisse kleine Steine, meistens schlackenartig, von denen sie mit aller Beredsamkeit rühmen, daß, wer sie bey sich trage, glücklich im Heirathen, im Spiele und in andern Dingen sey.

Würde die arme Zigeunerinn einen solchen Stein nicht lieber für sich behalten, wenn er eine solche Kraft hätte? Doch so denken nicht alle Leute. Auch diese Steine kaufen einfältige Menschen, und tragen durch ihren Aberglauben bey, daß die Zigeuner aufgemuntert werden, noch mehrere auf ähnliche Art zu betrügen.

Z a u b e r e y.

Nicht minder suchen die Zigeunerinnen das abergläubige Bauernvolk glauben zu machen, daß sie behextes Vieh heilen können. Meine lieben Leser werden lachen, daß es im österreichischen Kaiserstaate noch so einfältige Leute gibt, welche an Hexerey glauben. Freylich trifft man in Oesterreich, wo die Kinder von Jugend auf wohl-eingerichtete Schulen besuchen, wenige an, die an so albernes Zeug glauben; aber in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien, wo im allgemeinen das Volk noch auf einer niedrigen Stufe der Bildung steht, und erst stufenweise durch den wohlthätigen Unterricht weiter geführt werden muß, findet man nicht selten Leute, welche den Hexen allerley Kräfte zumuthen, und von der Zigeunerinn Hilfe wider dieselben verlangen.

Die Zigeunerinnen wissen sehr schlau diesen Aberglauben der Leute zu benützen. Wenn die Kühe und Pferde auf der Weide sind, und die Zigeuner-Familie sich eben in der

Nähe befindet, so sucht der Zigeuner den Hirten zu beschäftigen. Die Zigeunerinn lockt in einiger Entfernung von ihm mit einem Stücke gesalzenen Brotes, oder mit einer Handvoll Futter einige Stücke an sich, und fährt ihnen mit der andern, die sie vorher mit Unschlitt bestrichen hat, über Maul und Nase weg. Dieß macht nun, daß einem solchen Thiere von der Stunde an vor allem ekelt; es enthält sich alles Futters und des Trinkens, weil ihm alles wie Unschlitt riecht.

Das einfältige Bauernvolf hält nun das Thier, welches gesund auf die Weide getrieben worden ist, für beherzt, und man preiset sich glücklich, wenn eben eine Zigeunerinn ankommt, welche verspricht, das Vieh wieder herzustellen.

Was thut aber dieses arglistige Weib, um die Kuh zu entzaubern? Es läßt sich das kranke Thier im Stalle zeigen, und verlangt allein mit dem Thiere zu seyn, damit niemand ihre Kunst ablerne. Nun reinigt die Zigeunerinn dem Thiere Maul und Nase. Da die Kuh bey gesundem Leibe schon lange gehungert hat, greift sie gierig nach dem Futter; die Zigeunerinn ruft den Hausvater und die Hausmutter herbey, und alles wundert sich, daß sie das Thier so glücklich entzaubert habe.

M u s i k.

Die Zigeuner musiciren auch, besonders bey Hochzeiten und bey Kirchweihfesten. Geige, Sackpfeife, und vorzüglich die Cymbel sind ihre gewöhnlichsten Instrumente. Die Cymbel besteht aus einem elenden Resonanz-Boden, der oft ein bloßes Bret ist, über welches Drahtsaiten gespannt sind. Auf diese Saiten schlägt die Zigeunerinn mit zwey Ruthen, und der Mann, auch oft Tochter und Sohn spielen die Geige dazu, und singen mitunter. Gewöhnlich ist dieses Concert ein elendes Schnarren und unangenehmes Gekreisch; doch haben sich Zigeuner oft in der Musik sehr aus-

gezeichnet. So hatte der Cardinal Graf Em er ich v. Ro-
h a r y einen Zigeuner als Kammer-Musikus, der ein Künst-
ler auf der Violine war. Kaiser Joseph dem Zwey-
ten machten auf seiner Reise durch Klause nburg und
H e r m a n n s t a d t in Siebenbürgen die Zigeuner eine Za-
fel-Musik, welche dem erhabenen Monarchen so wohl gefiel,
daß er sie reichlich beschenkte. Es ist auch nichts Seltenes,
daß ein Zigeuner-Mädchen von 12 bis 14 Jahren eine so
geschickte Violin-Spielerinn ist, daß sie von den reichsten
und vornehmsten Personen in Ungarn 20 bis 30 Meilen
weit zur Musik bey festlichen Gelegenheiten gehohlt wird.

Goldwäscheren.

In Siebenbürgen und im Banat waschen auch meh-
rere Tausend Zigeuner Gold aus den Flüssen. Diese nennen
sich Goldsammler. Sie müssen davon eine jährliche Steuer
von vier Gulden in Goldsand abtragen. Zur Zeit der Re-
gen und Uberschwemmungen ist ihre Ausbeute am größten;
aber auch da gewinnt eine Zigeuner-Familie des Tages
kaum vier Groschen; und doch sollen die Zigeuner in Sie-
benbürgen, wo die Flüsse goldreicher als anderswo sind,
jährlich bey zehn Centner Goldes nach Zalatnya zur
Einköpfung liefern, welches mir freylich ein wenig zu viel
scheint.

Betteley und Diebstahl.

Außer diesen Beschäftigungen, welche die Zigeuner nicht
mit Fleiß, sondern nur zur Noth treiben, ist Betteln und
Stehlen unter ihnen ein sehr gewöhnliches Mittel, dem Hun-
ger vorzubeugen. Nimmt man von ihnen die Neuba uer n
und jene aus, welche bey dem Militär-Stande dienen, und durch
die strenge Mannszucht in Ordnung gehalten werden; rech-
net man jene ab, die sich in Siebenbürgen mit Goldwaschen
beschäftigen, die sich dort und in Ungarn auf Musik verlez-

gen, und durch den häufigen Umgang mit gebildeten Menschen bessere Sitten, ein Gefühl von Recht und Unrecht, von bürgerlicher Ehre und Schande bekommen, so ist für die Raublust der übrigen der Nagel in der Wand nicht sicher. Und hierin thun es die Weiber noch den Männern zuvor.

Sie mit ihren Kindern sind es vorzüglich, welche den Bauern Hühner und Gänse entführen. Schreyet das Thier beym Erhaschen, so wird ihm der Hals umgedreht, und dann ist es ein Braten für sie. Hat es sich aber weit genug vom Dorfe verlaufen, daß sein Schreyen ohne Gefahr ist, so bleibt es am Leben, und wird in einer benachbarten Stadt zu Markte gebracht.

Im Winter schicken die Zigeuner ihre Weiber recht ordentlich zum Stehlen aus. Diese biethen die Waare feil, wahrsagen oder betteln zum Scheine, und das recht kunstmäßig, indem sie gewöhnlich ein Paar kleine gegen Frost und Kälte auf das elendeste verwahrte Kinder, eines an der Hand, das andere in einem Tuche auf den Rücken mit sich nehmen, um durch diesen Anblick die Leute zum Mitleiden zu bewegen.

Selten kehrt die Familie von einem solchen Bettelzuge ohne Beute zurück; doch stehlen sie gewöhnlich nur Kleinigkeiten; gewaltsamer Raub und Mord ist unter ihnen nicht häufig.

Wird eine Zigeunerinn auf einer Dieberey ertappt, und befürchtet sie Schläge, so hält sie das Kind entgegen, um dadurch Schonung zu erbitten, und die Streiche von sich abzuwehren. Besonders aber wissen sie sehr verschmitzt auf Jahrmärkten aus den Buden zu stehlen.

Noch ist merkwürdig, daß die Zigeuner sehr jung heirathen; und immer nehmen sie wieder eine Zigeunerinn zur Ehe. Der nun getraute Mann sucht sich einen Stein zum Ambosse, verschafft sich Zangen, Hammer, Feile und

Blasebalg, und zieht mit seinem Weibe herum, wie es sein Vater gethan hat.

Die neugebornen Kinder werden mit einer Salbe bestrichen, in die Sonne oder ans Feuer gelegt, damit die Haut desto besser gebeizt und glänzend schwarz werde, welches die Zigeuner für schön halten. Ihr Lager ist die Erde, im Sommer unter dem Zelte, im Winter in der Hütte neben dem Feuer. So wachsen die Kinder auf, sind am Leibe gewöhnlich wohlgebildet und abgehärtet, an der Seele aber ganz verwahrloset und verdorben. An Unterricht und Schule wird nicht gedacht; die Affenliebe ihrer rohen Aeltern, von denen sie nur böse Beyspiele sehen, erlaubt ihnen, allen Unfug unbestraft zu begehen. Erst im zwölften bis dreyzehnten Jahre fängt der Sohn an, die Handgriffe bey der Arbeit seinem Vater abzulernen, nimmt dann, wenn er arbeiten kann, ein Weib, und treibt sein Wesen, wie er es bey dem Vater gesehen hatte. Man sagt, daß in Ungarn bey 50,000, in Siebenbürgen 40,000, im Banate, in Galizien und in der Bukowina 8000 Zigeuner wohnen.

Der Strudel und Wirbel in der Donau im Lande ob der Enns.

Der Strudel und der Wirbel sind jene gefährlichen Gegenden in der Donau, welche Reisende, die die Wasserfahrt von Linz nach Wien schon öfters gemacht haben, nur mit Furcht und Zittern durchfahren. Wenn das Schiff bey dem Einflusse der Enns in die Donau, und bey der unweit davon gelegenen Stadt Enns vorüber geschwommen ist, erblickt man das Schloß Wallsee. Hier fängt der Donau-Strom an, welcher bis dahin außerordentlich breit gewesen ist, immer mehr und mehr durch engere Ufer eingeschlossen zu werden. Die Ufer erhö-

hen sich allmählig, und in kurzer Zeit ist die Donau zwischen wilden, fürchterlichen Bergen von ansehnlicher Höhe zu beyden Seiten eingeschränkt. Hat man darauf die Stadt *Grein* passirt, so geht es nun hin gegen den berühmtesten

Strudel.

Hier liegt mitten in der eingeengten Donau eine große, 400 Klafter lange, und 200 Klafter breite felsige Insel, *Wörth* oder *Werder* genannt. Durch dieselbe wird die Donau in den rechten und linken Arm getheilt. Der rechte Donau-Arm, welcher *Hößgang* heißt, kann nur selten befahren werden, indem er bey kleinem Wasser zu seicht ist; bey großem Wasser reißt aber der Strom die Schiffe unaufhaltbar auf das unterhalb liegende *Lueg* (Boch). Man fährt daher durch den linken Donau-Arm, welchen man den *Strudel* nennt.

In demselben liegen viele Felsenstücke, welche kaum durch die Oberfläche des Wassers bedeckt sind; andere ragen als schroffe Steinmassen aus dem Wasser heraus. Alle drohen Gefahr dem unkundigen Schiffer. Zwischen diesen Felsen, welche in die Tiefe hinab an Ausdehnung zunehmen, wird das schnell zufließende Wasser durch den Widerstand an den Steinmassen gepreßt, und verursacht einen mit heftigem Geräusche schnell herab stürzenden Strom. Dieser *Strudel*, der im Ganzen etwa 90 Wiener-Klafter breit ist, wird durch die empor stehenden Felsen wieder in drey ungleiche Canäle getheilt, wovon das *Wildwasser* links, der *Wildriß*, welcher der gefährlichste ist, und nie befahren wird, in der Mitte, und der *Sturm* oder *Strudel* rechts fließt, in welchen die Schiffe gewöhnlich eintrennen.

Der kundige Schiffer durchfährt den Strudel ohne Gefahr.

Der des Wassers kundige Schiffer kennt genau die Lage, Breite und Höhe der Felsenstücke, welche deswegen eigene Nahmen haben. Durch Uebung und Erfahrung weiß er auch die Höhe des Wassers über den Steinmassen zu beurtheilen, und lenkt darnach sein Schiff. Die Felsen, welche bey dem niedern Wasser acht bis zehn Fuß über die Oberfläche herausragen, und den Vorüberschiffenden sehr gefährlich werden können, liegen bey hohem Wasser einen Fuß hoch unter dem Wasser; daher muß der Schiffer beurtheilen können, bey welchem Wasserstande er über gewisse Felsen wegfahren, und zwischen welchen er das Schiff so lenken muß, daß es nicht nur an keinen Felsen stoße, sondern auch nicht durch den unaufhaltsamen Strom an diesen oder jenen Felsen getrieben werde.

Wenn der Schiffmeister diese Kenntniß hat, und vorsichtig lenkt, so ist eigentlich bey der Fahrt über den Strudel keine Gefahr. Doch wissen die Schiffknechte aus Eigennuz den Reisenden die Sache schrecklich vorzustellen, um ihnen nach überstandener Gefahr Biergeld abzulocken.

Indessen ist doch Vorsichtigkeit nöthig. Ein vorsichtiger Schiffmeister hebt alle Ruder enger, und regiert allein mit dem vordersten Steuerruder das Schiff mit ungemeiner Geschicklichkeit, während der Strom mit heftigem Draußen über die Felsen stürzt. Innerhalb vier Minuten kann man den Strudel hindurch seyn.

D e r W i r b e l .

Aber nun geht es etwa 200 Fuß weiter bey Langenstein, dem zwischen dem Marktstecken Turm oder Struden und dem Dörschen St. Niklas liegen-

den Wirbel zu. Das bey dem Strudel gepresste Wasser wird von der nachfolgenden Wasserschwere so schnell fortgestoßen, daß es einen eben so heftigen als gefährlichen Zug und Strom gegen einen im Donau-Strome etwas rechts stehenden Felsen nimmt, der wohl achtzehn Fuß aus dem Wasser hervorragt, und Hausstein genannt wird. Auf dem Felsen steht ein alter Thurm.

Von diesem Felsenklumpen wird das heftig anprellende Wasser zurückgestoßen, und von der ganzen Gewalt des Stromes wieder vorwärts gegen den Felsen hingetrieben. Durch diese zwey entgegen strebenden Kräfte wird das Wasser in die Runde getrieben; es wirbelt sich mit unbeschreiblicher Heftigkeit, schlägt die gefährlichsten Wellen, und droht die Schiffe zu verschlingen.

Die rechte Seite der Fluth, jenseits des Haussteines heißt der Lueg, (Loch). Dieser, obgleich 65 Klafter breite, doch sehr gefährliche Canal aber kann nur bey sehr hohem Wasser, und zwar nur von kleinen Schiffen befahren werden. Man fährt also über die linke Seite, welche der eigentliche Wirbel ist. Hier scheint es noch gefährlicher als im Strudel; denn die Wirbel und Wellen gehen sehr hoch, und schlagen brausend an die felsigen Ufer an. Doch in ein Paar Minuten ist man darüber weg, und das Schiff geht auf dem Kaiserstrome ruhig und gefahrlos fort.

Ehemahlige Gefahr.

Ehemahls waren diese zwey Donau-Gegenden weit gefährlicher; besonders verunglückten im Jahre 1777 viele Schiffe. Die damahls regierende höchstselige Kaiserinn Maria Theresia ließ dem Uebel durch Sprengung der Felsen abhelfen. Diese Miesenarbeit wurde nach dem Plane des Professors an der k. k. Universität zu Wien, Walcher innerhalb vier Jahren vollendet, und so hat die wohlthä-

tige Sorgfalt der Monarchinn durch den menschlichen Erfindungsgeist die Schiff - Fahrt minder gefährlich gemacht, und dadurch Manchen Leben und Gut erhalten.

König Antiochus auf der Jagd.

Verhallt war der Hörner weit schmetternder Ton,
Im Busche geborgen das Wild,
Und längst schon der Schimmer des Tages entsohn,
Der Himmel mit Wolken verhüllt;
Da irrte der König im Walde umher,
Entschwunden war jegliche Spur;
Sein goldenes Hüfthorn gewahrt' er nicht mehr
Und Grabesstill schien die Natur.

Er rief die Gefährten der tobenden Lust,
Das Echo rief äffend zurück.
Es lechzet der Gaumen, es waltet die Brust,
Und düster und matt schaut der Blick;
Da blinkt durch das Dickicht ein dämmernder Schein
Von weitem entzückend ihm zu;
Hin dringt ins Gebüsch er mit Eile hinein,
Sein Körper verlangt der Ruh!

Ein schützender Genius hat ihn geführt
Zur Hütte so ärmlich und klein;
Der Riegel der Pforte wird mächtig gerührt,
Da läßt man den Harrenden ein.
Er bittet den Greis, der voll Ehrfurcht verweilt,
Um Wasser und trockenes Brot;
Der bringt es ihm willig, und müht sich und eilt,
Und erfüllet mit Ernst sein Geboth.

Wohl saßen sie fröhlich beym spärlichen Mahl,
Von drückendem Hunger gewürzt;
Nicht dufteten Salben, nicht schäumt' der Pokal,
Doch leicht ward der Abend verkürzt.
Da fragte der König bedächtig den Greis,
Der nie noch ihn selber gekannt:
„Nicht wahr, alter Freund, Antiochus weiß,
Zu herrschen mit eiserner Hand?“

„Ach nein, nein, wahrlich! Der König ist gut;
Nicht herrscht er mit drückender Hand,
Doch hat er wohl heißes und stürmisches Blut,
Auch leitet ihn anderer Band;
Zu innig ist er ergeben der Jagd,
Sie reißt ihn verderbend hin,
Dem, der ihm zu widerstehen wagt,
Ist blutiger Tod Gewinn!“

Es birgt sich der König die Worte tief,
Bewahrt sie fest in der Brust;
Es regt sich der Stachel, der leiß in ihm schlief,
Er war sich des Allen bewußt.
Er wirft sich sinnend aufs Strohbett hin,
Kein Schlummer erquickt ihn mehr,
Und Pläne kreuzen durch seinen Sinn,
Er wirft sich wohl hin und her.

Bald hob die Sonn' aus dem Meer sich empor,
Vergoldend den Hain, die Flur,
Hell tönte der Vögel Morgen-Chor,
Und neu glänzt und frisch die Natur.
Da wecket der Alte den fremden Gast
Zum spärlichen Morgenmahl;
Ihm gönnte das Alter nur wenige Raß,
Sein Scheitel war silbern und kahl.

Da tönet von ferne her Hörner-ton,
Und immer kommts näher heran.
An der Hüttenthür zeigt der Trost sich schon,
Und fragt nach dem König den Mann;
Der staunet und jaget, wirft sich hin und spricht:
„Mein Leben, o König ist dein,
Ich beuge mich willig dem Strafgericht,
So laß mich dem Tode weihn.“

„Mit nichten“! erwiedert der König mild,
Hebt gütig den Greis empor,
„Die Wahrheit hast du mir treu enthüllt,
Ich leihe ihr willig mein Ohr;
Von jetzt an sey meines Landes Glück,
Mein schönster, erwähltester Lohn!“
Er mißt die Begleiter mit ernstem Blick,
Und eilet mit Rührung davon. —

Der unzeitige Scherz.

Der Larnover Kreis in Galizien wurde im Jahre 1810 durch einige Zeit von Räubern beunruhiget. Der siebenzehnjährige Sohn einer Dame, welche in dieser Gegend begütert war, behauptete, daß er, so abgelegen das Schloß auch sey, welches sie bewohnten, doch nichts fürchte, und bey jedem räuberischen Ueberfalle die Räuber in die Flucht jagen würde. Uebrigens war der junge Graf als unerschrocken bekannt, und hatte immer geladene Gewehre bey der Hand.

Die Mutter wollte mit dem Sohne einen Spas haben, und ihn auf die Probe stellen, ob er so furchtlos auch wäre, wie er behauptete. Bey tiefer Nacht schlief sie sich mit einigen Bedienten an die Fenster des jungen

Grafen, andere Hausleute standen an der Hausthür, und auf einmahl singen alle zu polstern an.

Der Sohn fragte dreymahl heftig, wer draussen sey? Da aber keine Antwort erfolgte, feuerte der unbefangene Jüngling, welcher von dem Vorhaben seiner Mutter gar nichts wußte, noch ahnete, sein Gewehr los, und schoß die Mutter todt. — Wie erschrak der gute Jüngling, welcher den Anfall der Räuber abgeschlagen zu haben glaubte, als er das Wimmern und Wehklagen der Diener hörte, und endlich seine gute Mutter im Blute liegen sah. Schmerz und Traurigkeit über diesen Anblick machten ihn wahnsinnig.

Die zärtliche Tochter.

Ein junges artiges Mädchen von Paris kam zu einem Friseur in die Bude, und fragte ihn: „Wie viel geben Sie mir für meine Haare? ich will mir sie abschneiden lassen.“ —

„Das wäre Jammerschade,“ erwiderte der Friseur; „Ihre Haare sind sehr schön; allein wenn Sie durchaus entschlossen sind, sich dieser herrlichen Hauptzierde zu berauben, so will ich Ihnen drey Franken (1 fl. 9 kr. W. W.) dafür geben.“ —

„Drey Franken! ach, das ist sehr wenig!“ versetzte das Mädchen mit Thränen in den Augen; „es ist eine sehr schwache Unterstützung für meinen guten Vater, der in der größten Dürftigkeit schmachtet, und von einem Tag zum andern keinen Löffel warme Suppe hat; wie lange wird er denn mit dem Bischen auskommen?“

„Da es für eine so gute Handlung ist,“ sagte der Friseur, „so will ich Ihnen sechs Franken geben.“

Bei diesen Worten hüpfte das Mädchen vor Freude

in die Höhe, und rief aus: „Schneiden Sie zu, schneiden Sie nur schnell ab! Wie glücklich fühle ich mich, daß ich mit diesem Gelde meinem Vater einige kummerlose Tage verschaffen kann.“

Ehrlichkeit einer armen Witwe.

Eine sehr arme Witwe, welche vier Kinder mit ihrer Handarbeit kümmerlich ernährte, wurde zu einem Kranken gerufen, um ihn zu pflegen. Sie that dieses mit äußerster Sorgfalt; der Kranke wurde ihr sehr gut, und zeigte ihr im Vertrauen einen Ort in seinem Hause an, wo ein ansehnlicher Schatz von Silbergeräthe und andern Kostbarkeiten verborgen war. Er hatte keine Kinder, keine Geschwister und nur weit entfernte, unbekannte Erben. Er äußerte sich gegen die gute Frau, daß er ihr einen ansehnlichen Theil seines Vermögens im Testamente zusichern werde, und befahl ihr für den folgenden Tag zwey Rechtsgelehrte, um das Testament zu verfassen, zu ihm zu rufen. Allein der Kranke starb noch in der Nacht.

Die Witwe war nun ganz allein im Hause, kannte den Ort, wo das Silber lag, und sie hätte sich leicht das zueignen können, was ihr der Verstorbene ohnedies zu vermachen Willens gewesen war. Allein der ehrlichen Frau galt ein gutes Gewissen mehr als der reichste Schatz; sie meldet den ganzen Vorgang der Obrigkeit, welche sich nicht wenig über diesen Zug von Redlichkeit verwunderte.

Wie belohnten nun die Erben diese redliche Frau? — Sie bezahlten ihr den jährlichen Miethzins, welcher beyläufig fünfzehn Gulden betragen mochte. Wer liefert dieses nicht mit gerechtem Unwillen gegen diese Undankbaren?

Wer verdient mehr Achtung, die reichen Erben, oder die arme Witwe ?

Traurige Folgen der Trunkenheit.

1. Ein Betrunkener findet den Tod.

Der Seifensieder = Geselle Johann Bittermann kehrte am 13. Februar 1809 stark betrunken in die Wohnung seines Meisters zurück. Einige seiner Kameraden begleiteten ihn nach Hause, und führten ihn, mit dem Locale ganz unbekannt, auf jenen von zwey neben einander stehenden Abritten, welcher zum Ausgusse des unreinen Wassers bestimmt und unbedeckt war.

Der Betrunkene glitschte aus, und stürzte in die tiefe Senkgrube. Zwar suchte man ihn durch schnelle Hülfe vom Tode zu retten; aber es war unmöglich. Er war schon erstickt, als man ihn durch eine Winde herauf zog, und er konnte nicht mehr ins Leben gebracht werden.

2. Zweytes trauriges Beyspiel.

Der Maurergeselle F. H. im Dorfe L. ging an einem finsternen December = Morgen aus der Schenke nach Hause, in welcher er die ganze Nacht gezecht und sich stark berauscht hatte. Er stürzte in einen offenen Ziehbrunnen, der auf der Straße stand, und aus dem er vermuthlich Wasser schöpfen wollte, um die brennende Hitze des Weingeistes zu dämpfen. Ein Weib, welches am Morgen Wasser aus dem Brunnen hohlte, fand ihn darin. Er wurde heraufgezogen; aber er war schon todt, und jämmerlich am Kopfe verwundet.

3. Ein Betrunkener zündet seine Kleider an.

Der Bäckermeister Christoph Horn in Kamburg an der Saale war dem Trunke sehr ergeben, und liebte vorzüglich Branntwein. Eines Tages hatte er ein Schwein geschlachtet, und für den Abend seinen Bruder und dessen Frau, die im nämlichen Hause wohnten, nebst andern Bekannten auf Würste und Schweinsbraten eingeladen.

Die ganze Gesellschaft war froh, und der Bäckermeister ließ sich den Branntwein gut schmecken. Um neun Uhr Abends, als die Gesellschaft auseinander ging, trank Horn den Abschied nehmenden Gästen noch wacker zu, nahm stark berauscht ein Licht, den Branntweinkrug, und wankte taumelnd die Stiege hinauf in das erste Stockwerk zu seinem Schlafzimmer.

Sein Bruder und dessen Frau hatten noch einige Geschäfte im untern Zimmer; sie blieben wohl eine Viertelstunde da, und glaubten, daß Horn schon ruhig im Bette liege. Eben wollten sie auch schlafen gehen, als der Bruder beim Hinausgehen aus der Stube einen ekelhaften Geruch und ein Winseln und Jammern von oben herab hörte.

Schnell ergreift er das Licht, läuft die Treppe hinauf, seine Frau folgt ihm eilig, und beyde treffen den Betrunknen lichterloh brennend unter der Thür seines Zimmers an. Sie bemühen sich dem Unglücklichen die glimmenden Kleider vom Leibe zu reißen: aber umsonst, das Uebel ward dadurch nur vermehrt, indem die abgerissenen Stücke nun erst in volle Flammen geriethen und die Frau Gefahr lief, ihre Kleider selbst zu entzünden.

Mit verbrannten Händen läuft der Bruder eiligst um Wasser, begießt damit die brennenden Kleider am Körper, reißt sie dem Bruder vom Leibe, und so gelingt es ihm,

das Feuer zu dämpfen. Sie bringen nun den Unglücklichen, halb gebraten und ganz entblößt, ins Bette.

Hier erzählte er ihnen unter gräßlichen Schmerzen mit abgebrochenen Worten, daß er im Zimmer den Nachtopf unter dem Bette hervorgesucht, dazu das Licht auf die Erde gestellt, und daß sein Kopf, indem er sich bückte, das Uebergewicht bekommen habe, und er auf die Erde gefallen und einige Zeit da gelegen sey. Dabey habe sich, ohne daß er es gewahr wurde, sein Rock an der Flamme entzündet, und er habe erst bemerkt, daß er brenne, als er schon in vollen Flammen stand. Da sey er zur Thür gelaufen und habe um Hülfe geschrien.

Aber die Hülfe kam zu spät. Der Unglückliche war so verbrannt, daß man fast die Eingeweide sehen konnte. Er starb kurze Zeit darauf.

Die Herzog Albertischen Brunnen- und Wasserleitungen.

Den Vorstädten Wiens, Maria-Hülfe, Gumpendorf, Neubau, Schottenfeld, und den übrigen, welche südwestlich liegen, fehlte es von je her an genugsamem Wasser, nicht bloß zum Kochen, Waschen und zu andern häuslichen Bedürfnissen, sondern auch zum Trinken, und dieser Mangel wurde stets fühlbarer, je mehr gerade diese Gegenden an Zahl der Häuser und Einwohner zunahmen. Schon seit mehr als dreyßig Jahren mußten viele dortige Familien das reinere Wasser, welches in Fässern von Haus zu Haus geführt wurde, kaufen, eine in den übrigen Theilen von Wien unerhörte Sache.

Wohlthätiges Vermächtniß.

Als die selige Erzherzoginn Maria Christina, Ge-

mahlinn des Herzogs Albert von Sachsen-Teſchen, ein Jahr vor ihrem Tode, einen Sommer über in dem fürſtlich Kaunizischen Gartengebäude zu Maria-Hülſ wohnte, wurde ihr der dortige Wassermangel auffallend, und als ſie bald darauf dem Tode nahe kam, ſetzte ſie in ihrem Teſtamente mit liebevoller Großmuth eine große Summe aus, um für dieſe Vorſtädte eine Waſſerleitung anzulegen. Nach ihrem Tode führte Herzog Albert das wohlthätige Werk ſogleich mit Eifer aus, und gab aus ſeinem eigenen Vermögen einen anſehnlichen Beytrag dazu.

Der Bau der Waſſerleitung.

Die Arbeit wurde im Jahre 1803 angefangen, und im Jahre 1805 vollendet. Man machte, ungefähr zwey Stunden von Wien, in dem Gebirge hinter Hütteldorf mehrere reiche Bergquellen von gutem Waſſer auffindig, wovon zwey Hauptquellen höher als der Stephans-Thurm liegen. Dieſe Quellen wurden alle zuſammen in eine vereinigt, welche nun einen Waſſergang von 48 Quadrat-Zoll gab.

Dieſe vereinigte Waſſermaffe wird in einen gemauerten Canal von 5½ Fuß Tiefe und zwey Fuß Breite, bis nahe an Hütteldorf in ein durchaus von Stein erbauetes Waſſerbehältniß, von 45 Fuß in der Länge, und 34 Fuß in der Breite geführt. Von dort fließt ſie durch mehr als 16,000 eiferne, doppelt neben einander liegende Röhren bis inner die Maria-Hülſer-Linie.

Hier wird ſie auf ſolche Weiſe vertheilt, daß die Vorſtädte Maria-Hülſ, Gumpendorf, Neubau, Schottenfeld, Rathgaffe, Maria-Troſt, Plagl, Joſephsſtadt, ferner die Ingenieur-Akademie an der Laimgarbe und die Cavallerie-Caſerne in der Joſephsſtadt jedes einen Röhbrunnen mit friſchem laufenden Quellwaſſer beſitzen.

Wo es thunlich war, hat man diese neuen Brunnen vor den Pfarrkirchen, oder auf andern offenen Plätzen angebracht, und sie mit lateinischen Inschriften verziert, welche die dortigen Gemeinden an die erhabenen Stifter dieser wohlthätigen Anstalt erinnern.

So hat sich dieses erhabene Fürsten-Paar ein wohlthätiges Denkmahl errichtet, bey welchem unsere spätesten Nachkommen ihre hohen Nahmen mit Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit nennen werden.

Edelmüthige Erinnerung.

Der verstorbene Franz Graf von Althann, Obersthofmeister bey Ihrer Majestät der Kaiserinn Theresia und Ludowika, machte, als er im Jahre 1779 in Göttingen studierte, Bekanntschaft mit einem preussischen Cavaliere, dem Grafen von Zedlich, der unter der Leitung seines Erziehers Carl Hörnigk stand.

Diesen Mann, welchen Graf von Althann wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse achtete, bath der Graf Althann einst, einen Aufsatz über die Staatswirthschaft für ihn zu verfassen, welches der Erzieher mit Vergnügen that.

Diese Ausarbeitung nahm Graf von Althann im Jahre 1780 mit nach Oesterreich; sie ward nicht weiter von ihm benützt, daher bey Seite gelegt, und vergessen. Bey Erscheinung des Finanz-Patentes im März 1811 erinnerte sich der Graf an diese Ausarbeitung, und suchte sie hervor. Aber da fiel ihm auch ein, daß er den gelehrten Verfasser nie dafür belohnt habe. Er legte nun hundert Stück Ducaten nieder, und wünschte nur zu erfahren, ob und wo Hörnigk im Preussischen lebe, um ihm das Geld zustellen zu lassen, mit dem ausdrücklichen Ersuchen, ihm diese

Saumseligkeit, welche aus Vergessenheit entsprang, zu vergeben.

Hörnigk war aber schon vor mehreren Jahren in Küstrin verstorben, und hatte eine achtungswürdige Gattin mit zwey unversorgten Kindern in den kläglichsten Vermögensumständen hinterlassen. Mit Vergnügen bestimmte Herr Graf von Althann die hundert Ducaten für die Witwe, und so kam ihr dieses edelmüthige Geschenk ganz unerwartet, während einer wahren Nothzeit, als eine erfreuliche Hülfe an; sie konnte damit ihre Schulden bezahlen, und sich und ihren Kindern eine geraume Zeit fort-helfen.

Diese Thatfache, von welcher viele ausländische Zeitschriften sprachen, und welche den Grafen hoch ehrt, ist eben so edel als selten. Schade, daß Hörnigk nicht selbst dieses Zeichen der Aufmerksamkeit des edelmüthigen Grafen erlebt hat. Eine Freudenthräne würde sie ihm hervorgelockt haben.

Carl am Namenstage seiner Schwester.

Nimm, liebe Schwester, hier die Rechte,
Die dir dein Bruder gibt,
Daß sie im Druck dir sagen möchte:
Wie sehr dich selber liebt.

Die Wünsche, die ich für dich fühle,
Sie gelten nur dein Glück,
Es führe dich zum Lebenszielle
Das günstigste Geschick.

Brandler.

So handelt der brave Soldat.

Der Ober-Lieutenant Conrad Schildknecht, vom Infanterie-Regimente Kautz, erhielt im May 1799 den Auftrag, mit siebenzig Mann einen großen Zug Kanonen von Altstätten nach St. Gallen zu begleiten. Zu Rheineck wurde die Mannschaft über Mittag verpfleget, und die gutmüthigen Bürger gaben jedem Soldaten statt eines Seidels eine gute Maß Wein, welche diese, vom Marsche noch erhitzt, jäh tranken, und sich mehr oder weniger berauschten.

Da der Ober-Lieutenant Befehl zum Abmarsch gab, weigerte sich der Gefreyte Regula, ein Pohle, im Rausche, durchaus aufzubrechen, und den Kanonen zu folgen. Der Ober-Lieutenant mußte befürchten, daß dieser Geist des Ungehorsams und der Widerspenstigkeit die ganze Mannschaft, welche vom Weine erhitzt war, ergreife. Er mußte ihn, da Zureden nichts half, mit ernster Strenge zum Gehorsame bringen; er hieß also den murrenden Regula, der auf keinen Befehl mehr achtete, mit der Säbelsflache derb über den Rücken, und drohte, ihn niederzustoßen, wenn er nicht den Augenblick auf seinen Posten sich begäbe.

„Merken sie sich diesen Hieb, Herr Ober-Lieutenant, erwiderte Regula trotzig; in dem ersten Treffen werde ich Sie daran erinnern,“ und begab sich murrend auf seinen Posten.

„Worte eines Berauschten,“ dachte sich Schildknecht, und ließ den Trotzigen gehen. Die Mannschaft trat ruhig ihren Marsch an, und da Regula sich sonst stets als ein braver, ordentlicher Mann bewiesen hatte, und auch wegen seines Muthes bereits mit der silbernen Ehrenmünze geschmückt war, so hielt Schildknecht die

ertheilte Strafe für hinreichend, und erwähnte in der Folge dieses Vorfalles mit keiner Sylbe mehr.

V e r g e l t u n g.

Schon am 24. May kam es bey Frauenfeld zu einem Gefechte mit den Franzosen, wo Schildknecht mit seiner Mannschaft tapfer sich wehrte. Zweymahl wurden die Feinde zurückgedrängt, zweymahl aber mußten die Oesterreicher der Uebermacht weichen, und sich zurückziehen.

Da wurde Schildknecht mit einer Musketen-Kugel durch beyde Schenkel geschossen, und in demselben Augenblicke durch eine zweyte Kugel am Fuße verwundet. Er stürzte zu Boden, und blieb, da sich die Mannschaft eilfertig zurückzog, hilflos am Schlachtfelde liegen.

Regula war der erste, der den Verlust seines Ober-Lieutenants merkte. Er blieb zurück, sah ihn in seinem Blute liegen, und französische Jäger herbeieilen, um ihn zu plündern und fortzuschleppen.

„Wer keine Memme ist,“ ruft Regula mit Entschlossenheit aus, „der rette seinen Ober-Lieutenant!“

Mehrere Tapfere eilen herbey, mit diesen stürzt Regula auf die Feinde los, jagt sie zurück, befiehlt einigen, den Ober-Lieutenant zurück zu bringen; er selbst mit dem Hefte seiner Waffenbrüder hält die Feinde tapfer vom Vordringen so lange ab, bis er seinen Ober-Lieutenant gerettet sieht. Ueber eine Viertelstunde hatte dieser schwere Kampf gedauert.

Regula folgt nun dem Verwundeten, um für dessen weitere Pflege zu sorgen, begleitet ihn bis nach Wyl, verschafft ihm einen Arzt und eine Unterkunft, und eilt dann sogleich zu seinem Bataillon zurück.

Wohl hatte der brave Regula wahr gesprochen; noch oft erinnert sich Schildknecht des Treffens bey Frauenfeld und seines edlen Retters.

Reiter Stauff.

„Wie heißt, der dort am Flügel steht?“
Stauff heißt er, Ihre Majestät!
Da sah mich Kaiser Joseph an,
Und sprach: „Das ist ein hübscher Mann!“
Drauf kam er auf mich zugeritten.
Stauff, dacht' ich, jeso sollst ihn um was bitten.
Doch, schlag das Donnerwetter drein,
Ziel mir just damahls gar nichts ein.

„Woher des Landes, liebes Kind?“
„Aus Böhmen,“ sprach ich. — „Ey da sind
Necht wackre Bursch'; und wo von da?“ —
„Ihre Majestät! aus Slatowa.“
Mein Vater war der große Schreiner,
Und dennoch um zwey Zoll noch kleiner
Als ich.“ — „Schon gut, mein lieber Sohn.“
Ich wette drauf, er kannt' ihn schon.

Er sah aufs Pferd, dann zu mir 'nauf;
Ich blies, wie sich's gehört, mich auf.
Da hat er fein mich angelacht,
Und mir ein Compliment gemacht.
Mein Lebtag werd ich's nicht vergessen.
Hatt' ich gleich manchmahl nichts zu essen,
So denk' ich mir, er hat dich angelacht,
Und dir ein Compliment gemacht.

Hört zu, wie gings bey Orsowa.
Kaum stand ich als Bedette da,
Kam auf mich tausend Schritt heran,
Ein reicher Kerl, ein Muselmann,

Ließ mir ein großes Goldstück seh'n
Ich sollt' dafür hinüber geh'n.
„Stauff,“ dacht' ich, „jeko desertier;“
Führst doch ein schlechtes Leben hier.

Doch gleich, da fiel mirs wieder ein —
„Pfui, schäm dich, Stauff, das wär nicht fein!“
Da faßt ich wieder frischen Muth;
„Reiß aus, verdammtes Türkenblut,“
Rief ich mit grimmiger Gebärde;
Glaubst du, daß ich dir folgen werde?
Mich hat mein Kaiser angelacht,
„Und mir ein Compliment gemacht.“ —

O wüßten das die großen Herrn!
Wie rückten sie die Hüte gern
Vor manchem armen Kerl, wie ich,
Er lebe noch so kümmerlich.
Ein Gruß von unserm guten Fürsten
Ist süße Labung, wenn wir dürsten;
Ein Kucker mit dem Tressenhut
Macht alles Elend wieder gut.

Die Podluzaken in Mähren.

Mähren machet gegen Süden einen spitzigen Winkel, welchen die beyden Hauptflüsse des Landes, die *March* und die *Thaya*, die dort zusammen fließen, bilden. Diesen Winkel scheidet die *Thaya* von Oesterreich, und die *March* von Ungarn. (Auf der Landkarte von Mähren ist er sehr deutlich ausgedrückt.) Die äußerste Spitze desselben, welche unter dem Nahmen *Podluzak* bekannt ist, bewohnt ein slavisches Völkchen, welches sich von allen in Mähren an-

fässigen Slaven durch Sitte, Sprache, Kleidung und andere Eigenthümlichkeiten auffallend unterscheidet.

Wohnorte der Podluzaken.

Die Benennung Podluzza beschränkt sich zwar nur auf einige an der March liegende Ortschaften; aber es gehören eigentlich die Marktstellen Lundenburg, Landsbut, Teinitz und Turnitz, dann die Dörfer Kostitz, Neudorf, Birnbaum, Lampersdorf und Altmark, welche alle der fürstl. lichtensteinischen Herrschaft Lundenburg unterthänig sind, zu diesem Gebiete, so daß man den Umfang auf sechs Meilen, und den Flächeninhalt auf zwey Quadrat = Meilen rechnen kann. Allenfalls könnte man der gleichen Sitten wegen, auch die slavischen Bewohner von Eisgrub dazu rechnen.

Ursprung des Namens.

Diese ganze Strecke ist flaches ebenes Land, dessen Boden gut, und zum Ackerbaue trefflich geeignet ist. Die Ufer der March und der Theya sind mit beträchtlichen schönen, dickstämmigen Eichenwäldern besetzt, vor welchen sich große Strecken von Wiesen und Hutweiden ausbreiten, die von diesen Flüssen oft überschwemmt werden, wodurch sich in den Auen häufige Sümpfe bilden, die in der Sprache der Slaven Luzzi genannt werden, wodurch denn auch der Name Podluzza abgeleitet seyn mag.

Podluzaken = Colonie.

Die Podluzaken sollen aus Kroatien herkommen. Man erzählt, im Jahre 1585 habe der an der kroatischen und flavonischen Gränze commandirende General Christoph Freyherr v. Teuffenbach seinem Bruder, der in dieser Gegend von Mähren Besitzungen hatte, Colonisten von der Gränze zugesandt, und auf diese Art seyen diese

Podluzaken von dort her eingewandert. Außerer Verkehr, Gebräuche, Kleidung und besonders den von dem echten Kroaten unzertrennlichen Schnurgürtel haben sie mit ihren Stammältern gemein; nur die Sprache hat sich durch Einmischung slavischer Wörter etwas abgeändert.

Die Häuser der Podluzaken.

Die Podluzaka bewohnen bey 9000 Menschen. Die Wohnörter derselben sind, Lundenburg als den Hauptort ausgenommen, ohne allen Geschmack, wie die meisten mährischen Dörfer angelegt; die Häuser laufen in sehr weit aus einander gerückten Reihen fort; aber die Podluzaken suchen denselben besonders an den Vorabenden der Festtage einen besonderen Glanz zu geben, indem sie dieselben mit aller Sorgfalt sehr weiß übertünchen. Von außen werden die Thüren, Fenster, Hausnummern, die Bildnisse der Schutzheiligen u. dgl. mit bunt gemahlten Blumengewinden umgeben.

Das Innere der Gebäude ist schlecht und unbequem. Die Wohnzimmer sind klein und niedrig; der sich tief in die Stube hinein erstreckende Backofen dient zur allgemeinen Lagerstätte für Kinder und Gefinde. Der Boden ist festgestampfte Erde mit gelbem Sande überstreut. An den Betten prangen weiße, roth ausgenähte Vorhänge; ein einfacher Tisch, noch einfachere Bänke, eine bunt angestrichene Truhe, ein Kleiderbehälter, einige auf Glas gemahlte Heiligenbilder, und mehrere an der Wand hangende Weinkrüge machen das übrige Hausgeräthe aus.

Körperliche und geistige Beschaffenheit.

Die Podluzaken sind ein robustes Volk von ausgezeichnet schönem Wuchse, und von einer mehr als mittelmäßigen Größe. Sie besitzen eine ungewöhnliche Stärke und seltene Gewandtheit der Glieder, und ein unverwüst-

liches Naturell, das den hartnäckigsten Krankheiten trotzt. Das weibliche Geschlecht ist jedoch viel kleiner, zart und schwächlich gebaut, und von blasser Gesichtsfarbe.

In Rücksicht der Geistesbildung sind sie gegen die deutschen Mährer noch weit zurück, und erst durch die folgenden Zeitalter müssen die auch dort gut eingerichteten Schulen das Ihrige thun. Ihre Einsichten sind beschränkt, und haben einen starken Eigensinn zur Folge, der an Vorurtheilen und alten Einrichtungen hängt, und alles Neue, wenn es noch so nützlich ist, verwirft. Sie sollen mißtrauisch, heftig, rachsüchtig, dem Trunke ergeben und händelsüchtig seyn. Ihre Abendvergnügungen an Festtagen endigen sich oft mit Schlägereyen, wozu die geringfügigste Gelegenheit Anlaß gibt. Uebrigens aber sind sie arbeitsam, genügsam, sparsam, halten viel auf ihre Nation, und leben in vergnügten Ehen.

Die Weiber verdienen eine ehrenvolle Ausnahme. Man findet die meisten unter ihnen sanft, bescheiden, mitleidig, aufgeweckt, voll Mutterwitz und mehr gebildet als die Männer; daher diese auch auf den guten Rath ihrer Weiber einen großen Werth setzen. Dabey tragen die Weiber die ganze Last der Hauswirthschaft und der Kindererziehung.

Alle *Podluzaken* bekennen sich zur katholischen Religion, halten sehr viel auf äußeren Gottesdienst, und achten die Priester sehr hoch.

Beschäftigung der *Podluzaken*.

Außer Schustern, Schneidern, Wagnern, Schmieden und Fischern gibt es unter den *Podluzaken* keine Handwerker; alle geben sich mit Ackerbau und Viehzucht ab.

Doch die Weiber zeigen einige Kunstfertigkeiten, und wissen ihre Hemden, Bett=Lücher, Halskrausen u. dgl. so zierlich auszunähen, daß es sich von fern wie Stickerey ausnimmt. Der Boden in der *Podluzak* ist so gut, und

der Ackerbau wird so fleißig getrieben, daß die Ernten meistens gesegnet sind. Nebst allen gewöhnlichen Getreidearten bauen die Podluzaken auch viel Mais, theils zu eigenem Verbrauche, theils zum Viehfutter. Weingärten gibt es beynabe gar nicht.

Auf den weitläufigen Wiesen und Huthweiden ist die Viehzucht sehr beträchtlich. Pferde, Ochsen, Kühe werden in Menge gezogen. Der Schafzucht sind die häufigen Ueberschwemmungen entgegen, weil die Weiden dadurch verdorben und Seuchen erzeugt werden. Aber desto größer ist die Zucht der Schweine und des Geflügels. Starke Herden von Gänsen überdecken die Huthweiden, und in den Häusern wimmelt es von Aenten und Hühnern, welche auf den Wochenmärkten zu Lundenburg, an die Juden zu Nikolsburg, und sogar an die Wiener-Geflügelhändler verkauft werden. Auch die Bienenzucht ist beträchtlich.

K l e i d u n g .

Der Podluzake kleidet sich ungarisch. Sein Oberkleid, wenn er Staat macht, ist der verjährte, bis an die Mitte der Beine reichende Dolmany, dessen vordere Theile mit messingenen Ringen und Hasfen zusammen gehalten werden. Das Hemd reicht nur über den Nabel, und wird beyhm Halse, wo sich meistens eine weiße oder rothe Stickerey befindet, ohne Halstuch übergeschlagen, und mit Stecknadeln befestiget. Die Gattya hält ein um den Leib gebundener dünner Strick; die Weste von buntgeblühten Cotton oder Lafft ist mit seidenen Bändern von verschiedenen Farben besetzt. Uebrigens ist die Kleidung ganz altungarisch mit einfacher Verzierung und ohne Gürtel.

Die Hemden der Weiber reichen bis an den Hals, welchen ein viereckiger Kragen bedeckt; die Aermeln sind sehr weit, mit breiten Manschetten und gesteißt. Den Kopf ziert ein leinwandener Schleyer, der hinten im Genicke ge-

I. Bändchen.

bunden wird, und in zwey Ellen langen, mit Spizen reichlich besetzten Flügeln über den Rücken herabhängt.

Die ledigen Podluzakinnen theilen das Haar gleich ober der Stirne, und lassen es von Meisterinnen in dieser Kunst in breite Zöpfe mühsam flechten, und am Scheitel wieder zierlich zusammen winden. Sie legen auf zierlich geflochtenes Haar viel Werth, und opfern bey besondern Festtagen und Feyerlichkeiten die vorhergehende Nacht gerne auf, da der Haarkünstlerinnen nur wenige sind, und ein Kopfsuß lange Zeit braucht.

Sie tragen Mieder, welche aber weder unbequem noch schädlich sind, da sie weder tief reichen, noch mit Fischbein eingenäht sind. Sie werden mit fingerbreiten Borden besetzt, und durch kreuzweis geschlungene Bänder nur locker zusammen gehalten.

Strümpfe und Schuhe gibt es bey ihnen nicht. Männer und Weiber, Knaben und Mädchen umwickeln die Füße mit Stroh oder alten Lappen, und fahren damit in Tschismen oder in unförmliche, grobe, bis über die Knie reichende Stiefeln.

Die Nahrung der Podluzaken
besteht vornehmlich aus Hülsenfrüchten, Kraut, Erdäpfeln und Mehlspeisen; nur selten genießen sie geräuchertes Schweinefleisch oder eine gebratene Gans dazu. Ihre Lieblingsspeise ist die sogenannte *Kragande*, d. i. ein Gebäck aus Mais und Kornmehl mit Milch und geriebenem Käse.

T ä n z e.

Während der ältere Podluzake keine andere Erholung als die Weinschenke zu kennen scheint, vergnügt sich die muntere Jugend, so oft es nur angeht, bey dem Schalle eines Dudelsacks (einer Sackpfeife) und schnarrender Geigen mit einem eigenen auszeichnenden National-Tanze.

Die Bursche sammeln sich in der Mitte, rund um sie stellen sich die Mädchen. Dann tritt einer vor die Musikanten, und gurgelt aufs Gerathewohl irgend ein kaum verständliches Lied.

Der Vorgeiger hört aufmerksam zu, und sucht das Gesungene auf der Violine nachzuspielen. Jeder Bursche bringt sein eigenes Lied zu Markte, und so hat der Geiger keine geringe Noth, allen den Gesang nachzusiedeln.

Hierauf winkt der Sänger seiner Tanzerinn, und während diese sich in einem fort herum dreht, springt er mehrere Male hoch auf, schlägt bey jedem Sprunge mit der rechten Hand an den Obertheil der Schismen, und bringt mit dem hierzu sehr dienlichen Fueisen in der Luft mehrere künstliche Triller hervor. Das tanzende Paar fällt sich dann in die Arme, hupft mit vorgeneigtem Haupte vor- und rückwärts, und endiget mit einem drey-mahligen walzerartigen Herumdrehen. So geht es die ganze Reihe durch.

Edelsinn und Menschenrettung.

Zu Myslenice in Galizien, in dem Garten eines am Ende der Stadt gelegenen Hauses war ein Brunnen, der schon Jahre lang zugedeckt und verscharrt war, und gar nicht benützt wurde. Die Schweine wühlten die Erde auf, machten eine Oeffnung in den Brunnen, und eines fiel hinein.

Die Hausfrau, welche es sah, ruft eilig einen auf der Gasse stehenden Bauer zu Hülfe, um das Schwein aus dem Brunnen heraus zu ziehen. Dieser kommt herbey, bindet zwey Leitern an einander, läst sie mit Hülfe der Frau in den Brunnen, der bey vier Klafter tief war, hinab, und steigt hinein. Doch kaum war er an den

Boden gekommen, so fiel er ohnmächtig nieder. Es hatte sich nämlich in dem zugedeckten Brunnen, wie es an allen langverschlossenen unterirdischen Gemächern geschieht, eine Stüclust erzeugt, welche das Athemhohlen hindert, und den Menschen betäubt.

Die Hausfrau, welche die Ursache dieses unglücklichen Zufalls nicht errathen konnte, glaubte, der Hinabgestiegene sey betrunken gewesen, und bath einen andern Bauer, der eben vorüber ging, den ersten zu retten. Doch diesem erging es, als er hinabgestiegen war, wie dem andern, er sank sinnenlos zusammen.

N e u e r V e r s u c h.

Nun wurde der Frau sehr bange, sie machte Lärm, jammerte, und mehrere Personen liefen beym Brunnen zusammen. Unter diesen war Hauptmann Neustädter von dem k. k. Regimente Kaiser Infanterie, welches eben durch die Stadt zog. Er munterte einen der herumstehenden Soldaten auf, der Retter der Unglücklichen zu werden. Der brave Soldat wagte sich hinab, aber auch er sank bewußtlos zu Boden.

Dieses übertrug der edle Hauptmann nicht. Der Gedanke, daß er den Soldaten aufgefodert habe, in den Brunnen zu steigen, und daß daher er Ursache sey, wenn dieser Soldat umkomme, spornte ihn an, alles anzuwenden, um den Unglücklichen zu retten. Da half kein Zureden derer, welche ihn warnten, daß ein gleiches Schicksal auf ihn warte, wenn er sich in den Brunnen wagete; er achtete auf nichts, stieg die Leiter hinab, und in dem Augenblick, als er den Mann erreichte, verlor auch er das Bewußtseyn, und fiel auf ihn.

Ein Retter kommt.

Nun verbreitete sich der Lärm durch die ganze Stadt,

man schrie um Hülfe und um Aerzte; aber keiner wollte mehr das wagen, was drey bereits mit so unglücklichem Erfolge gethan hatten. Da erschien Engelbert Bogenschütz, Wagdiener bey den k. k. Salinen. Entschlossen stieg er die Leiter hinab, ergriff den bewußtlosen Hauptmann, und brachte ihn nun glücklich herauf. Die Aerzte waren nun schon in Bereitschaft, und nach einer Stunde wurde der edelmüthige Hauptmann zum Leben gebracht.

Der brave Engelbert Bogenschütz war kaum mit dem Geretteten an der freyen Luft, als er selbst ohnmächtig wurde. Er durfte es nicht wagen, noch einmahl hinabzusteigen. Es mußte also ein anderer aufgesucht werden, der die Rettung der übrigen drey Verunglückten unternehme. Franz Mayka, ein Maurergeselle, both sich dazu an.

B e s c h l u ß.

Indessen hatte man die Luft in dem Loche durch herbegebrachtes Feuer und durch Salzsäure verdünnt. Mayka band sich ein Seil um den Leib, ließ sich an demselben in den Brunnen hinab, und brachte alle drey Verunglückten, einen nach dem andern herauf.

Der Bauer, welcher zuerst hinabgestiegen war, wurde durch ärztliche Hülfe wieder zum Leben gebracht; bey dem zweyten Bauer hingegen, und bey dem Soldaten, wendete man durch fünf Stunden alle Mittel an, sie ins Leben zurück zu bringen, aber umsonst, sie starben.

Dieser unglückliche Zufall ereignete sich am 27. May 1812, und warnet uns, daß wir uns nie ohne viele Vorsichtsmaßregeln an unterirdische Dertter, die lange verschlossen waren, begeben sollen, bis die darin befindliche mephytische Luft gereiniget ist.

Wir bedauern die zwey Unglücklichen, welche das Opfer ihres Bestrebens waren, andere zu retten. Der

edle Hauptmann Neustädter, wie auch der brave Wagdiener Bogenschütz und der Mauervergeselle Mayka werden den Dank und die Achtung aller guten Menschen für immer haben. Glück und Segen über die Braven!!

K u n s t s t ü c k .

(Wasser aus einem Teller in ein darauf gestürztes Glas steigen zu machen).

Man gieße Wasser auf einen tiefen Teller; man nehme dann ein Trinkglas, und halte in dasselbe ein angezündetes Papier, oder noch besser, man zünde Weingeist oder starken Branntwein darunter an, und setze es dann umgekehrt schnell auf den Teller, so wird das Wasser in das Glas hinaufsteigen, so daß der Teller rings um das Glas beynähe trocken wird.

E r k l ä r u n g .

Die Luft drückt auf allen Seiten gleich stark, so lang sie im Gleichgewichte ist; deswegen fühlen wir den Druck derselben nicht. Durch die Hitze des brennenden Papiers oder Branntweins wird die Luft im Glase sehr verdünnet und dehnet sich sehr aus, so daß weniger Luft darin ist, welche aber doch durch ihre Ausdehnung den ganzen Raum einnimmt. Wenn das Glas über das Wasser gedeckt wird, so erkaltet die Luft wieder, ihre Elasticität mindert sich, und die äußere Luft drückt das Wasser in das Glas hinauf.

A n d e r e V e r s u c h e .

Eben so wird auch beim Schröpfen durch den Druck der äußeren Luft das Blut durch die in der Haut gemach-

ten Oeffnungen an den Schröpskopf getrieben, worin vorher durch angezündetes Berg die Luft verdünnet ist.

Steckt man eine Mündung des gebogenen Hebers in die Oeffnung des Weinfasses, und verdünnet man durch Saugen bey der andern Mündung die Luft, so drückt die äußere Luft durch die Oeffnung des Fasses so auf den Wein, daß er in den Heber steigt, und so lange aus der andern Mündung fließt, bis man den Heber in die Höhe hebt, den Wein dadurch zurück drängt, daß andere Luft hinein dringen kann.

Der Weinbau.

So süß der Genuß des Mostes ist, so angenehm der Wein schmeckt, eben so viele beschwerliche Arbeiten erfordert es, ehe das edle Gewächs des Weinstockes, um uns zu stärken, in reine trinkbare Gestalt verwandelt wird.

Der Weinbau beschäftigt sich mit der Pflege und Benützung des Weinstockes. Ein Weinberg oder Weingarten ist ein Stück Landes, das mit Weinstöcken oder Weinreben bepflanzt ist. Derjenige, der dasselbe benützt und bearbeitet, heißt Weingärtner oder Winzer (hier zu Lande Hauer); die Frucht, welche der Weinstock trägt, Weintraube; der daraus gepreßte Saft, Most, und wenn er gegoren hat, Wein.

Daß Vater Noah Wein erfand,
Wird wohl ein jeder glauben;
Er schnitt die Ranken mit Verstand!
Und kelterte die Trauben.
Oft, wenn sich seine Kinder freun,
Berauschen sie sich in dem Wein.
Wir wollen mäßig seyn.

Der Weinstock, ein asiatisches Gewächs.

Der Weinbau ist eine der vortheilhaftesten, aber zugleich eine der mühevollsten Beschäftigungen. Der Weinstock, der aus Asien nach Europa gebracht worden ist, gehört zu den zärtlichern Gewächsen, und verlangt zu seinem Gedeihen nicht nur ein günstigeres Klima, sondern auch eine geschickte Behandlung. In Böhmen gedeiht wenig, in Galizien kein Wein, wegen des rauhern Clima's. An Bergen, die den größten Theil des Tages der Sonne ausgesetzt sind, wächst der beste Wein. Die Jahre, in welchen der Wein vorzüglich gerathen soll, müssen mehr warm und trocken, als kalt und naß seyn; vorzüglich aber muß die Witterung zur Zeit der Blüthe und Reife warm und angenehm seyn. Dieses alles bewährte sich im Jahre 1811 und 1822, wo ein zeitlicher und warmer Frühling, ein sehr heißer Sommer, ein schöner Herbst und eine sehr trockene Witterung war, weswegen auch ein Wein von seltener Güte in diesen Jahren gewonnen worden ist.

Vermehrung der Weinstöcke.

Der Weinstock wird durch Ableger und Stecklinge (Neben, die in feuchter Erde Wurzel geschlagen haben), fortgepflanzt. Der Winzer beschäftigt sich im späten Herbst und im Winter, wenn die Erde nicht zu sehr gefroren oder mit Schnee bedeckt ist, die Stöcke abzulegen. Er macht neben einem guten Mutterstocke eine Grube, gibt Dünger hinein, biegt eine, zwey oder alle Neben, auch den ganzen Stock in die Grube, hält sie durch einen Haken von Holz an dem Boden fest, und bedeckt sie mit Erde.

Aus jeder Rebe wird im künftigen Jahre ein neuer Stock. Die Stecklinge werden in einer Linie in einen Graben, wo die Erde gut gedünget ist, gestellt, und mit Er-

de über die Hälfte bedeckt, daß sie unten Wurzel schlagen, und oben keinen können.

Die Verrichtungen des Winzers

sind: im Februar schneidet er die Reben, zwey, drey bis sechs Augen hoch, vom Mutterstocke weg. Diese bindet er in Bündel, und verwendet sie zum Verbrennen. Dann wird die Erde mit Hauen und Karsten aufgelockert.

In einigen Gegenden werden die Weinstöcke im Herbst mit Erde bedeckt (angezogen), und von derselben im Frühjahr vor dem Auflockern wieder befreyet (aufgezogen). Das Auflockern des Bodens im Weingarten muß den Sommer hindurch sechs bis siebenmahl geschehen, damit die Feuchtigkeit eindringen könne, und das Unkraut ausgejätet werde.

Nach der ersten Bearbeitung des Weingartens wird zu jedem Stocke ein Pfahl geschlagen, an welchen in der Folge die jungen Schößlinge, wenn die überflüssigen, welche keine Traube zeigen, abgebrochen sind, mit Strohbändern oder Bast angebunden werden. Später, wenn der Schößling, zur Rebe erwachsen ist, wird er abermahls an den Pfahl geheftet.

Beyläufig im August werden die Gipfel der Reben in der Höhe des Pfahles abgestutzt, und die überflüssigen Blätter abgebrochen, damit die Sonnenstrahlen bis zu der Traube dringen, und sie zeitigen können. Diese Gipfel und das Weinlaub geben ein herrliches Futter für die Kühe.

Mit dem Beschneiden der Stöcke, der öfteren Auflockerung des Bodens, mit Pfahlschlagen, Säten, Abwipfeln hat der Winzer vom Februar angefangen bis zur Weinlese vollauf zu thun. Seine Arbeiten sind beschwerlich, weil er sie meistens gebückt, und in der Sonnenhitze verrichten muß. Am beschwerlichsten ist noch, daß er den

Dünger in Bütten bis zu den Spitzen der hohen Berg-
rücken tragen muß, wobey ihm Weib und Kinder hülfrei-
che Hand leisten. Nach der Weinlese werden die Bänder
losgerissen und die Pfähle gezogen.

Die Weinlese

belohnt den Winzer für alle die Mühe, welche er das
Jahr hindurch gehabt hat. Aber selten ist sie ergiebig. Er
bearbeitet oft mehrere Jahre nach einander seine Weingär-
ten ohne Erfolg. So waren in Oesterreich vom J. 1813
bis 1818 Mißjahre, wo wenig und schlechter Wein ge-
wonnen wurde. Ist eine ergiebige Weinlese, so werden
die Trauben von dem fröhlichen Volke mit Messern (Hippen)
abgeschnitten, in Bütten gelegt, und in die Mostkufe ge-
worfen.

Bey der Weinlese ist alles gutes Muthes. Die Trau-
ben in der Kufe werden entweder mit Füßen getreten,
wozu der Winzer besonders dazu gemachte Stiefel anzieht,
oder er thut es auch barfuß; oder sie werden mit hölzer-
nen Stampfen zerstoßen; die zerstoßenen Trauben werden
in einen Bottich geleert, und heißen nun Maisch. In
denselben wird ein weit gestochener Korb gestellt, in wel-
chem sich der Most sammelt, welcher durch ein Sieb in
einen Bottich, und von da in Fässer gefüllt wird.

Die Bälge der Trauben kommen unter die Wein-
presse (Kelter), wo der noch übrige Saft ausgepresst
wird. Der Presmost ist süßer als jener, welcher aus dem
Korbe geschöpft wird.

Der Most wird in Fässer gefüllt, und muß im Kel-
ter brausen, d. h. gähren. Durch diese Gährung erzeugt
sich eine Sticlucht, welche zum Einathmen untauglich ist.
Der Winzer muß sehr vorsichtig seyn, sonst könnte er im
Keller leicht ersticken. Er versucht es, bevor er sich tief in
den Keller hineinwagt, ob eine Kerze hell aufbrennt. Wer-

lischt sie, so macht er an der Kellerthür Feuer, schießt Pistolen los, und sucht durch andere Mittel die Luft zu reinigen, bevor er sich in den Keller wagt.

Durch das Gähren werden die unreinen Theile, welche sich im Moste befinden, theils durch das Spundloch ansgestoßen, theils setzen sie sich zu Boden, und machen den Hefen, von welchem der klare Wein, gewöhnlich im Monate März in ein anderes Faß abgezogen wird.

Die Trester, Trebern oder Traubenhülsen, welche nach dem Pressen übrig bleiben und auch der Hefen, von welchem der Wein abgezogen ist, werden verwendet, um Branntwein daraus zu brennen.

Der Weinbau ist in dem österreichischen Kaiserstaate von größter Wichtigkeit, und der gewonnene Wein ein ergiebiger Handelszweig. Der beste Wein wächst unstreitig in Ungarn, und wird von da so wie in die übrigen Erbstaaten, hauptsächlich nach Pohlen und Rußland, und auch in alle Länder Europens verführt. In Ungarn allein sind 851,690 Joch Weingärten. Nach diesem Lande wird der Weinbau am stärksten im Lande unter der Enns, in Steyermark, in Tirol, in der Lombardey und in dem Küstenlande betrieben. Das Land ob der Enns und Böhmen holen ihren Wein größten Theils aus dem Lande unter der Enns. Währen erzeugt eigenen Wein.

Bewegung der Wolken.

Die ganzen Wolken-Colonnen gehen theils parallel fort, theils drehen sie sich wie um eine Achse. Die Bewegung aber, welche einzelne Wolken vom Winde erhalten, ist davon verschieden. Ihre Geschwindigkeit richtet sich nach der Geschwindigkeit des Luftstroms, in welchem sie

schwimmen, und ist bey stürmischem Wetter zum Erstaunen groß.

Wenn eine Wolke von einem starken Winde fortgetrieben wird, der in einer Secunde 60 Fuß durchläuft, so legt sie in einer Stunde einen Weg von 9 Meilen, jede zu 24,000 Fuß gerechnet, zurück. Schon daraus läßt sich dieß abnehmen, daß man sie so merklich geschwind fortrücken sieht, ungeachtet sie so weit entfernt sind, da doch an einem Wagen, der in einer Entfernung von ein Paar tausend Fuß im Trabe fährt, die Bewegung fast unmerklich ist.

Die höheren Wolken scheinen eben wegen ihrer größeren Entfernung sich langsamer zu bewegen als die unteren, wenn auch die wirkliche Geschwindigkeit von beyden gleich ist. Noch mehr muß man über die Schnelligkeit der Wolken erstaunen, wenn man an einem windigen Tage, wo aber die Sonne scheint, und nur einzelne Wolken umherschweben, das Dahinsiegen des Schattens auf freyem Felde bemerkt. So schnell dieser über die Erde hinstreift, so schnell fliegen auch die Wolken selbst.

Die Richtung, in der die Wolken verschiedener Luftregionen gehen, ist nicht immer dieselbe. Oft gehen die tieferen mit Schnelligkeit fort, und die oberen stehen völlig still, oder gehen wohl gar in entgegen gesetzter Richtung.

Selbstgefälligkeit.

(Eine Fabel)

Vorüber war der liederreiche May;
Schon saß der Vögel Chor, still brütend auf dem Neste;
Da hielten ihre Sommerfeste
Die Frösche mit laut quackendem Geschrey.

Der älteste hob, in drolligem Triumphe
Den platten Froschkopf, aus dem Sumpfe,
Und sprach: „Dir Water Pan sey Dank!
Bey unsrer Stimme Glockenklang
Hat ihren Abschied selbst die Nachtigall genommen;
Die goldne Zeit ist nun gekommen;
Es lebe der romantische Gesang!“

Die Frosch-Armee.

Den Europäern, welche zum ersten Mahle nach Nord-Amerika kommen, fällt das Quacken der Frösche, welche man hier in großer Anzahl und von verschiedener Gattung und Größe findet, sehr beschwerlich, und bis man es gewohnt ist, weiß man nicht, woher das schreckliche Gequack entstehe.

Man unterscheidet nahe an Stumpfen und Pfügen wenigstens dreyßig verschiedene Stimmen, wovon einige dem Brüllen eines Ochsen gleichen. Um sich einen Begriff zu machen, in welcher Menge sich die Frösche dort aufhalten, und welchen Lärm sie erregen, erzählt Thomas Amburey eine Anekdote, welche sich gewiß zugetragen hat.

In einer Sommernacht im Monate Julius wurde die Stadt Windham, am Ufer des Flusses Winnomantic in Connektikut durch einen Schwarm Frösche in große Unruhe und Angst versetzt. Sie wanderten oder hüpfeten vielmehr aus einem Teiche herbey, der bey dem ausnehmend heißen Wetter ausgetrocknet war. Dieser Teich hat beyläufig drey Stunden im Umfange, und ist fünf Stunden Weges von Windham entfernt.

Auf der Reise mußte dieses Heer von Fröschen, um nach dem Fluß Winnomantic zu kommen, den Weg durch die Stadt nehmen. Um Mitternacht rückten sie ein:

der Ochsenfrosch mit seiner brüllenden Stimme, als der stärkste voran, die übrigen hinten drein. Der Haufe war so groß, daß sie einige Stunden zu ihrem Durchzuge brauchten, und aus Mangel an Wasser quackten alle unaufhörlich fort.

Die Einwohner, welche eben mit den Franzosen und Indiern Krieg führten, glaubten, daß die Feinde in Kriegeslärm der Stadt sich näherten; sie geriethen in großen Schrecken, und flohen nackt aus den Betten. Als sie aber keinen Feind gewahr wurden, kamen sie wieder zu sich selbst, und sangen an, in ihre Wohnungen zurück zu kehren. Da aber der Lärm nicht nachließ, sondern immer näher kam, so besiel sie eine solche Angst, daß sie immer die Worte Uebergabe, Vergleich deutlich zu hören glaubten.

Drey Männer liefen in ihren Hemden herbey, um mit dem vermeinten General der Franzosen und Indier über die Uebergabe zu unterhandeln, und riefen von den Stadtmauern den Feinden zu. Da es aber sehr dunkel war, und sie keine Antwort erhielten, stieg ihr Schrecken so hoch, daß sie zwischen Hoffnung und Furcht beynabe den Verstand verloren hätten.

Endlich erbösete der Anbruch des Tages sie aus ihrer peinlichen Angst, und sie sahen nun, daß der gefürchtete Feind aus einem Heere Frösche bestand, die vor Durst verschmachteteten, und nach etwas Wasser zum Flusse gingen. Man lachte über die unzeitige Besorgniß, welche verhinderte, daß man nicht genauer untersuchte, woher der Lärm entstand.

So lächerlich diese Anekdote ist, so gibt sie uns doch die Lehre, daß wir unsern Sinnen mißtrauen müssen, weil sie uns oft täuschen können. Wir müssen der Gefahr muthig entgegen gehen, wenn derselben nicht auszuweichen ist, und uns nie von der Angst so beherrschen lassen, daß wir alle Besinnung und Gegenwart des Geistes verlieren.

Der Aufschneider.

Von Jemandem, der sich rühmt, manche Dinge gesehen oder gethan zu haben, die nicht wahrscheinlich zu seyn scheinen, sagt man: er schneidet auf, oder mancher Wigling fragt ihn: Und dieß Alles mit oder ohne Sackmesser?

Die Veranlassung zu diesem Wiener = Sprichworte gab ein junger Stuzer, der immer den Muthvollen spielte, und einst erzählte, daß, als er von einem großen Fleischerhunde angefallen wurde, er den Hund mit einer Hand bey der Kehle faßte, mit der andern aber sein Sackmesser aus der Tasche hervorzog, und ihm die Gurgel aufschnitt, so daß er nur einige Schritte mehr laufen konnte, und zu Boden stürzte.

Viele junge Leute haben die Gewohnheit, aus Eitelkeit, und um sich groß und wichtig zu machen, wunderbare Begebenheiten von sich zu erzählen, und alles, was sie sagen, zu übertreiben. Sie wissen nicht, daß sie, statt Aufsehen zu erregen, sich nur lächerlich machen, und mehr bemitleidet als bewundert werden. Nur reine Wahrheit gefällt, und erregt Zutrauen und Achtung.

Meteor = Steine.

Meteorsteine, auch Meteorolithen, Neolithen, Uranolithen genannt, sind metallische Massen, welche von dem Himmel mit gewaltigem Getöse herabfallen. Sie sind aus Eisen, Nickel, Kieselerde, Magnesia, Schwefel und Chrom zusammen gesetzt.

Sie erscheinen oft plötzlich in Gestalt von Feuerkugeln in der Atmosphäre, bewegen sich mit reißender Geschwindigkeit, verbreiten einen kurzen Glanz, zerplätzen oft in einer

sehr großen Höhe mit einem Knalle, welcher dem Kanonen- oder Flintenfeuer ähnlich ist, und fallen in großen oder kleinen Stücken, welche heiß und mit einer Kruste überzogen sind, mit solcher Gewalt zur Erde, daß sie tief in dieselbe hinein schlagen.

Wie entstehen die Meteor-Steine?

Schon in den Schriften der Alten ist vom Steinregen die Rede, und man hielt ihn für eine Fabel. Jetzt ist es außer allem Zweifel, daß Meteor-Steine vom Himmel fallen; wie sie aber gebildet werden, oder woher sie kommen, ist nicht gewiß. Einige Gelehrte sind der Meinung, daß sie sich durch große chemische Prozesse, die uns aber bis jetzt unbegreiflich sind, in der höchsten Luft-Region bilden. Andere behaupten, daß die Meteor-Steine von feuerspeyenden Bergen im Monde ausgeworfen, und auf unsere Erde geschleudert werden. So viel ist gewiß, daß bey günstiger Stellung des Mondes gegen unsere Erde eine schwere Masse, wenn sie aus demselben mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8295 Fuß in einer Secunde, oder mit der fünffachen Geschwindigkeit einer vier und zwanzig pfündigen Kanonen-Kugel zu uns geschleudert würde, in siebenzig Stunden von dem Monde zur Erde kommen könnte, indem sie zuletzt ungefähr 34,000 Fuß in einer Secunde durchlaufen würde.

Chladni hat beweisen wollen, daß die Meteor-Steine Stücke kleinerer Planeten seyen, welche sich um unsere Erde bewegen.

Große Aerolithen.

Im Jahre 1751 am 26. May ist zu Gradschin in Croatien unweit Agram ein Meteor-Stein vom Himmel gefallen, der 71 Pfund wog.

Pallas hat im Jahre 1772 in Sibirien am Lenisey eine solche Masse aufgefunden, die 1600 Pfund schwer ist.

Rubin de Celis hat in der süd-amerikanischen Provinz Chaca Gualamba einen Aerolithen untersucht, der ein Gewicht von 300,000 Pfund hatte. Auch in der Provinz Durango in Mexico ist ein Stück wie gediegenes Eisen aufgefunden worden, welches mehrere tausend Pfund wog.

Meteor-Steine in neuerer Zeit.

Am 22. May des Jahres 1808 ereignete sich in und um Stannern, einem Orte in Mähren im Tglauer-Kreise, an der Poststraße nach Prag diese höchst seltene und merkwürdige Naturerscheinung.

An diesem Tage, (es war ein Sonntag), war die Sonne herrlich und glänzend aufgegangen. Die Landleute aus den benachbarten Dörfern machten sich eben auf den Weg, um nach Stannern in die Kirche zu gehen. Plötzlich fiel, es war halb sechs Uhr vorüber, ein Nebel, der sich immer verdichtete.

Nun ertönte ein heftiger Knall, wie der Donner naher Kanonen-Schüsse, auf welche mehrere schwächere nachfolgten. Auf diese Schläge ließ sich ein Rollen, Brausen und Pfeifen in der Luft vernehmen, wie das Gerassel mehrerer Wagen und die Wirbelschläge auf der Trommel. Gleich nach dem ersten Schläge hatte sich der Nebel so verdichtet, daß man in einer Entfernung von zwölf Schritten keinen Gegenstand unterscheiden konnte.

Während des Getöses fielen nun in und um Stannern, ferner in und bey den Dörfern Mitteldorf, Dirre, Otten, Falkenau, Langen-Pirnik, in einem Umkreise von drey Stunden viele Steine, die größten zu drey ein Viertel Pfund, die kleinsten einige Lothe schwer, aus der Atmosphäre auf die Erde herab.

Diese Meteor-Steine (Aerolithen) waren von außen mit einer schwarzen glänzenden Kruste überzogen, im Bruche hatten sie ein erdartiges Ansehen, lichtgrau von Farbe, mit eingesprengten glänzenden Metall-Theilchen.

Gleich darauf verminderte sich der Nebel immer mehr und mehr, und gegen zehn Uhr Vormittags war es wieder heiter und helle.

Bei dieser ganzen Naturerscheinung hatte man weder einen Blitz noch ein anderes feuriges Meteor gesehen, keinen Wind, keinen Regen oder eine Beängstigung im Athemhohlen bemerkt.

Eine so seltene, unerwartete und ungewöhnliche Naturbegebenheit mußte die Landleute in große Furcht und Angst versetzen, besonders da manche dieser Steine vor ihren Augen und zu ihren Füßen herab fielen, und sich durch ihren schweren Fall tief in die Erde vergruben. Doch sind weder Menschen, noch Thiere, noch Gebäude von diesen Steinen getroffen worden.

Ein Stein, zwey Pfunde schwer, fiel in der Mitte des Marktes *Stannern* nur eine Spanne weit vor den Füßen eines Mannes, und grub sich eine Handbreit tief in den fest getretenen Boden; ein anderer über drey Pfunde schwer schlug zu *Dirre* nur 8 Schritte weit von einem Bauer 24 Zoll tief in ein frisch geegtes Feld; wieder ein anderer fiel zu *Stannern* in den Teich, und zischte, wie wenn ein glühendes Eisen im Wasser gelbscht wird.

Alle diese Steine waren im Herabfallen warm, und färbten schwarz. Man hat von denselben eine Menge, zusammen im Gewichte 150 Pfund gesammelt, von denen mehrere im k. k. Naturalien-Cabinete in *Wien* aufbewahrt sind.

Ueberhaupt scheinen auf dem Umkreise von drey Meilen sehr viele solche Steine herabgefallen zu seyn, von welchen aber die wenigsten, besonders auf den Feldern aufgefunden worden sind. Der Knall und die Erschütterung der Luft hatten sich von *Stannern* gegen Osten auf acht Meilen, gegen Süden aber auf zwölf Meilen weit verbreitet, und

wurden selbst zu Ober-Hollabrunn in Oesterreich verspürt.

Zweyter Steinregen.

Am 3. September dieses Jahrs, Nachmittags gegen 4 Uhr ereignete sich zu Lissa in Böhmen ein ähnlicher Steinfall. Der Himmel war dabey umwölkt. Es entstand ein Knallen und ein Geräusch in der Luft, welches wie lärmende Musik klang. Das k. k. böhmische Gubernium schickte an die vereinigte k. k. politische Hof-Kanzelley ein Bruchstück eines solchen Meteor-Steines, welcher im Ganzen 5 Pfund 19 Loth wog. Dieses Bruchstück unterscheidet sich aber von den mährischen Meteor-Steinen durch eine verhältnißmäßig größere Schwere, durch häufig eingesprengte, ziemlich große blätterige metallisch-glänzende Theile, und durch eine matte schwarze Farbe auf der Oberfläche, welche bey den mährischen verglaset und glänzend erscheint.

Lebensstärke eines dreyjährigen Kindes.

Am dritten Osterfeiertage im Jahre 1811 ging der Gärtner W u s m a n n zu B u c h w a l d in Nieder-Lausitz in den Wald. Gegen Abend lief ihm sein dreyjähriger Sohn entgegen, gerieth in das Gebüsch, welches an das Dorf stößt, und verirrte sich. Bald vermiffen ihn seine Aeltern, suchen ihn mit mehreren Personen im Holze, finden ihn aber nicht. Es fängt an zu regnen, man sucht ihn bis in die Nacht; aber umsonst, man kann ihn nicht finden.

Die Aeltern wissen sich nicht zu trösten. Kaum graute der Morgen, so werden alle Einwohner im Dorfe B u c h w a l d und in den benachbarten Dörfern aufgebothen, das Kind suchen zu helfen. Endlich hört ein junger Bursche etwas

leise winseln, und das arme Kind wird unter einem Strauche gefunden, unter welchem es Schutz gegen den Regen gesucht hatte. Es war nur mit einem leichten Hemdchen bekleidet, und bey dem Regen und der Kälte der verflossenen Nacht, die es unter freyem Himmel zugebracht hatte, ganz erstarrt; es klagte aber doch mehr über Hunger als über Kälte.

Die Aeltern, erfreut über ihr wieder gefundenes Kind gaben ihm zu essen, und liebkoseten es. Darüber versiel es in einen tiefen Schlaf, der achtzehn Stunden anhielt. Als das Kind wieder erwachte, war es frisch und gesund.

Hochzeitfeyerlichkeiten der Podluzaken in Mähren.

Die Podluzaken heirathen sehr früh, und selten außer ihrem Stamme. Sie leben in der Ehe meistens glücklich und erfreuen sich einer zahlreichen Familie. Die Hochzeiten werden mit großer Feyer begangen.

Am Vorabende des Hochzeitfestes werden die gewöhnlich zahlreichen Gäste von dem Stojnik (einer Art Ceremonien-Meister), mit einem artigen Sprüchlein auf den folgenden Tag eingeladen. Die Jünglinge und Mädchen finden sich schon an diesem Tage in dem Hause der Braut ein, um Kränze für dieselbe und für sich zu binden. Man wickelt der Braut die Haare, macht verschiedene Anstalten zum Feste, nimmt ein kleines Mahl, und tanzt mitunter auch ein Paar Stunden.

Am Hochzeittage

versammeln sich die Gäste im Hause der Brautältern, vor dem eine Fahne aufgepflanzt ist; die aus einer rothen Stange besteht, woran ein weißes oder buntes seidenes

Tuch flattert, welches die Braut zu diesem Zwecke geschenkt hat. Bey dem Kirchgange wird sie dem feyerlich stillen Zuge vorgetragen. Doch oft wird dieser Zug von einem Dudelsack (Sackpfeife) und zwey schnarrenden Geigen begleitet.

Die Braut ist stattlich in ungarischer Tracht geschmückt; ein langer, blauer Pelz mit schwarzem Lammwolle ausgeschlagen, ist ihr vorzüglichstes Kleidungsstück. Auf dem Scheitel, zwischen artig geflochtenen Haaren, sitzt ein kleines Kränzchen, aus falschem Silberdrahte künstlich gewunden. Mit Thränen nimmt sie von den Aeltern und Verwandten Abschied, und das Auge trocknet nicht bis nach der priesterlichen Einsegnung.

Der Brana.

Bey der Zurückkunft in das Haus der Aeltern wirft sie den häufig herbeyströmenden Kindern, rückwärts über den Kopf hinter sich, einen großen, runden und hohlen Kuchen, Brana genannt, gleichsam zum Zeichen, daß sie mit demselben alles Kindische und Jugentliche von sich wegwerfe, und nun in einen ernsthaften, bedächtlichen Stand übertrete.

Der Brana wird oft so groß gebacken, daß man das Ofenloch ausbrechen muß, um ihn in den Ofen an die Backstelle zu bringen. Kinder und junge Leute balgen sich um den Brana herum, und Jeder schätzt sich glücklich, ein Stückchen davon zu erhaschen, welches dann mit gutem Appetite verzehret wird.

Das Hochzeitmahl,

zu dem die ganze Verwandtschaft geladen wird, dauert oft bis in die Nacht. Die Tafel ist mit allem besetzt, was man nur aufbringen kann. Die Braut aber, welche von ihren Kranzjungfern umgeben, an einer Tischcke in einem Winkel sitzt, genießt nicht das Mindeste.

Während der Mahlzeit läßt man eine mit Weizen gefüllte Schale unter den Gästen herumgehen. Jeder Gast nimmt einige Körner heraus, wirft sie im Kreise der Gesellschaft umher, und läßt unvermerkt einige Geldstücke in die Schale rollen, welche zu einem Geschenke für die Braut bestimmt sind.

Die Schmauserey wird mit einem Gerichte von Gries oder Hirse beschloffen, den man zum Scherze, wenn er noch heiß ist, einigen Personen, die dazu Lust haben, auf die bloße Hand servirt. Diese Portionen werden von der Hand in der Runde herumgeschleudert, worüber die ganze Gesellschaft herzlich lacht.

Der Bortanz.

Wenn man des Sitzens müde ist, stimmen die Mädchen ein Lied an, welches sehr ernsthaft klingt. Man hört aufmerksam zu; kaum aber fängt die letzte Strophe an, so kommt alles in Bewegung. Die singenden Mädchen, welche aber ihre Sitze nicht verlassen, und die Jünglinge eilen, Speisen und Geschirre vom Tische wegzuräumen.

Bei dem letzten Worte springt der Stolnjek mit der Braut auf den Tisch, und tanzt mit ihr einen kleinen Reigen. Hat man nicht sink genug abgeräumt, so wird alles, was stehen geblieben ist, ohne Schonung von den Tänzern zusammen getreten. Diese Sitte wird mit der größten Pünctlichkeit beobachtet, und um keinen Preis würde man etwas, das auf dem Tische liegen geblieben ist, und wäre es die größte Kostbarkeit, vor der Zertrümmerung retten.

Der Tanz.

Die Zeit nach dem Mahle bis Mitternacht wird mit Tänzen zugebracht. Dann verlieren sich nach und nach die Gäste. Die ledigen Männer aber bleiben zurück, und

suchen sich in die Wohnungen der Gäste einzuschleichen und einige Geräthschaften zu entwenden. Sie gehen dabey so listig zu Werke, daß sie nicht selten etwas aus der Stube, selbst von der Seite des Schlafenden wegzubringen wissen. Am folgenden Tage wird vor dem Hause der Braut öffentliche Versteigerung der entwendeten Sachen gehalten, und jedermann muß sein Eigenthum um einen Preis, den er freylich immer selbst bestimmen kann, einlösen.

Zum gänzlichen Beschlusse der Feyerlichkeit gibt man, besonders wenn man sich auszeichnen will,

das Schauspiel des Hahnköpfens:

Ein stattlicher Hahn wird rücklings in einen Topf gesteckt, und derselbe so in die Erde gegraben, daß nur Kopf und Hals heraus stehen. Ein muthiger Bursche aus der Gesellschaft läßt sich die Augen verbinden, erhält einen hölzernen Säbel in die Hand, und wird in den Kreis geführt, der rund um den Topf herum steht. Alle begrüßen ihn mit einem Freudengeschreye, und ermuntern ihn, seine Sache gut zu machen.

Die Musik ertönt; er führt Kreuz- und Querschläge, die alle nicht treffen, bis es ihm endlich gelingt, dem Thiere den Kopf abzuschlagen. Lauter Beyfall belohnt seinen Sieg, und die possierlichsten Gebärden, mit denen er sich noch eine Zeit lang tanzend auf dem Schlachtfelde herumtummelt, werden aus vollem Halse belacht.

Rother Schnee.

Oft steht der Schnee in Gebirgen roth aus. Diese rothe Farbe entsteht von sehr kleinen Glimmertheilchen. Der Glimmer oder das Ragensilber ist eine sehr

glänzende Steinart, welche aus lauter Blättern von verschiedener Farbe besteht. Durch eine noch nicht hinlänglich bekannte Ursache wird zuweilen der Glimmer in sehr kleine Theilchen getrennt, roth gefärbt, und so durch den Wind auf den Schnee geweht, daß er roth aussieht.

Das Marchfeld in Oesterreich.

Unter dem Nahmen *Marchfeld* begreift man jene große Ebene im Lande unter der *Enns*, welche an dem linken Ufer der *Donau* unter den *Donau-Brücken* gegenüber von *Wien* anfängt, sich an demselben in einer Länge von fünf deutschen Meilen bis an den *Marchfluß*, und in der Breite drey Meilen, vom linken *) *Donau-Ufer* bis an das Gebirg *Hochleiten* erstreckt, welches sich hinter dem Dorfe *Ebenthal* gegen die *March* hinabzieht.

Jedem Einwohner *Wiens* sollte daran gelegen seyn, diese fruchtbare Strecke Landes näher kennen zu lernen, da das *Marchfeld* den größten Theil Weizen der Hauptstadt liefert, und auch die herrlicheren Tafeln mit fettem Geflügel versieht. Man kann das *Marchfeld* füglich die Kornkammer *Wiens* nennen, und wer kennt nicht die fetten *Leopoldauer Gänse*, die gemästeten *Kapaunen*, die zarten *Hühnchen*, welche die *Marchfelder-Frauen* nach *Wien* zu Märkte bringen?

Nicht minder werden auf den großen Heiden Schafe

*) Welches ist das rechte, welches das linke Ufer eines Flusses? — Man stelle sich vor, in einem Schiffe, welches den Fluß abwärts fährt, mit dem Gesichte nach dem Laufe des Flusses gewendet, zu sitzen. Das Ufer, welches uns zur Rechten ist, nennt man das rechte, das entgegengesetzte das linke Ufer des Flusses. Auf welchem Ufer liegt *Wien*? *Korneuburg*?

mit veredelter Wolle, schöne und edle Pferde gezogen; und meistens sind es Marchfelder-Bauern, die im October jedes Jahres die vom unvergesslichen Kaiser Joseph dem Zweyten festgesetzten Preise für die aufgezogenen schönsten sechs Follen aus der Kreisstadt Korneuburg davon tragen.

Gewässer.

Die Fläche des Marchfeldes wird nur von vier unbedeutenden Bächen, dem Rußbache, Loimersbache, von der Weiden und Sulz durchschnitten, welche man im trocknen Sommer leicht durchwaten, oft mit einem Sprunge übersetzen kann. Sie schwellen aber bey Regengüssen und jähem Thauwetter sehr an, überschwemmen die daran liegenden Felder, und verwüsten oft in wenigen Stunden, was der Landmann in langen Monathen mit vielem Schweisse gepfleget hat. An einigen Orten bilden sie Sümpfe, die für diese wasserarmen Gegenden wohlthätig wären, wenn sie nicht durch ihre schädlichen Ausdünstungen die Luft verderbeten.

Das Austreten dieser Bäche sucht man hier und da durch aufgeworfene Dämme zu verhindern, und es steht zu erwarten, daß nach und nach mehrere Dorfgemeinden ein Gleiches thun, und so ihre Felder vor Ueberschwemmungen sichern werden. Ehemahls nahm auch die hochangeschwollene Donau in der Gegend von Jedlese einen Abfluß in das Marchfeld, und richtete durch Ueberschwemmung vielen Schaden an. Vor beyläufig zwanzig Jahren ist die an die große Labor-Brücke führende Landstraße drey Schuhe erhöht worden, und gewährt einen Damm gegen die austretende Donau.

Chemahliger Lauf der Donau.

Wie man sich erzählt, hatte vor mehreren hundert

Zahren die *Donau* diese so weit ausgedehnte Ebene in verschiedenen Armen durchströmt. So sagt man, daß vor mehr als sechshundert Jahren der Hauptarm derselben hinter dem *Bisamberge* vorbeigeströmt sey, sich durch diese Ebene längs der *Hochleiten* hingezogen, und erst am Ende des *Marchfeldes*, oberhalb der Anhöhen von *Schloßhof* bey *Breitensee* und *Lasse* sich in sein jetziges Bett gegen *Ungarn* zugewälzt habe.

Am *Bisamberge*, eben wo sich der Weg von der Hauptstraße zu dem gräflich *Traun'schen* Dorfe *Bisamberg* scheidet, steht jetzt noch ein alter Bogen, von *Steinen* erbaut, von dem man sich erzählt, daß er das ehemalige Ufer der *Donau* bezeichne.

Andächtige *Winzer* dieser Gegend suchen ihn in gutem Stande zu erhalten und mit einem *Marien-* oder anderem *Heiligenbilde* zu versehen, um die Vorbeyziehenden zur *Andacht* zu ermuntern.

Wie der Hauptarm der *Donau* auf der einen Seite das *Marchfeld* umfloss, so soll der übrige Theil desselben bis an die *Mauern Wiens*, von größeren und kleineren Armen durchschnitten, und ein Theil davon, wie das Gebieth der Stadt *Groß-Enzersdorf*, noch zum dießseitigen Gebieth gerechnet worden seyn.

Die *Donau* legte nach und nach an die Inseln, welche durch diese Arme gebildet wurden, so viel Sand an, daß die Flußbeete seichter wurden, und das Wasser mehr gegen ihr jetziges Flußbeet drängten, wodurch es geschah, daß die neuen Beete durch den reißenden Strom immer tiefer aufgewühlt wurden. Vielleicht hat sich im Frühjahre auch die losgehende *Eisdecke* in dem Hauptarme so angehäuft, daß der Lauf des Wassers gehemmt, und in das jetzige Beet nahe an *Wien* gedrängt wurde.

Daß *Ueberschwemmungen*, besonders aber der Gang der *Eisdecke*, *Veränderungen* im Laufe der *Donau* her-

vorbringen, sehen wir fast jährlich, und in den letzten dreyßig Jahren sind in einem Raume von einigen Meilen in der Länge über vier kleinere und größere Donau-Inseln entstanden, so daß man da jetzt jagt, wo man vor dreyßig Jahren noch fischte. Die Insel an der langen Laborbrücke, die jetzt schon dicht mit Holz bewachsen ist, war vor fünf und zwanzig Jahren eine unbeträchtliche Sandbank.

Daß das Marchfeld mit Donau-Armen durchschnitten war, beweisen die ununterbrochen fortlaufenden, hie und da mit Sümpfen gefüllten Vertiefungen wie bey Breitensee, Lasse, Haringsee, der häufige Schotter und Wellsand, über den eine Rinde nur von einem Schuh, oft kaum von einer Hand breit gutes Erdreich ist.

Ueberschwemmungen.

Diese Vertiefungen sind dem Feldbaue sehr nachtheilig. Wenn die Donau austritt, welches gewöhnlich im Frühjahre, zu Ende Junius und im Herbste geschieht, gewinnt sie die alten Rinnäle; eine große Menge Wassers strömt dahin und verheeret, was sie antrifft. Noch vor wenigen Jahren, als bey dem Gange der Eisdecke die Donau so hoch bey Rusdorf anschwoll, daß die Fluthen, gegen die Kaiserstraße gedrängt, dieselbe überschritten, und durchrissen, drang das Wasser der Donau zwischen den Dörfern Langen = Enzersdorf und Jedlese wie ein Strom durch die Kaiserstraße, strömte dem Marchfelde zu, verwandelte die fruchtbaren Felder in einen unabschbaren See, und brachte den Landmann um alle Hoffnung seines Fleißes.

Es ist ein herzzerstreichender Anblick, nach einer Ueberschwemmung diese Gegenden zu betreten. Die Wege sind verdorben, die Häuser untergraben und eingestürzt, die Wände der Wohnzimmer, die fester gebauet waren,

mit schubhohem Schlamme überzogen; die Felder, auf denen noch wenige Tage zuvor die grünen Saaten und schlanke Halme emporstanden, und eine reiche Ernte versprachen, sind zur Erde niedergedrückt, mit stinkendem Schlamme und Sand überzogen.

Man sehe den Bauer, wie er, besonders wenn die Ueberschwemmung, was ehemals oft geschah, kurz vor der Ernte eingetreten ist, den Lohn seines Schweißes mit niedergeschlagenen Blicken und mit wehmüthigem Herzen nach Hause führt, um das mit Schlamm bedeckte Stroh wenigstens als Dünger zu benützen, und den Aekern die vorige Fruchtbarkeit fürs künftige Jahr wieder zu geben, die vielleicht eine neue Ueberschwemmung wieder mit sich reißt; man sehe, mit welchem Trübfinne der Bauer das von Schlamm und Koth niedergebeugte Gras abmähet, um Futter für sein Vieh zu haben, welches davon erkranken muß; denn auf jede Ueberschwemmung folgt gewöhnlich eine Viehseuche. Und hat ja der Landmann sparsame Garben den reisenden Fluthen entrissen, und die Hampel Weizen mühsam auf Anhöhen, die aus dem Wasser hier und da hervorragen, zusammengetragen, und nach Hause geführt, so ist er bey dem Ausdreschen dieser Feldfrüchte, wo sich an die Halme dichter Schlamm angefest hat, in dichte Staubwolken gehüllt, welche in seine Lunge eindringen, ihn krank und hinfällig machen, wozu nicht weniger die Ausdünstungen der von den Ueberschwemmungen zurückgelassenen stinkenden Pflügen beytragen.

Dank sey es der allwaltenden Vorsicht unsers gnädigen Landesvaters, Franz des Ersten, die Mittel fand, die armen Marchfelder vor Ueberschwemmungen zu schützen. Die Oeffnung in der Kaiserstraße zwischen Langen-Enzersdorf und Jedlese, durch welche die Donau bey Ueberschwemmungen ins Marchfeld drang, wurde ver-rammelt, die Kaiserstraße selbst um einige Schuhe bis an

das Dorf Florids-Dorf und Jedlese am Spitz erhöht, und schützt nun von dieser Seite als ein mächtiger Damm das Marchfeld vor Wassergefahr.

Nicht minder sind an dem Ufer der Donau weiter abwärts Aufdämmungen gemacht worden, welche sehr wohlthätig für diese tiefliegenden Gegenden sind. Und wenn den Ueberschwemmungen der March, und des Rusbaches, der unter einer Kuste bey Höhenrupperdorf entspringt, durch Eindämmungen ganz Einhalt gethan wird, so läßt sich von den Feldern dieser großen Ebene jene Fruchtbarkeit erwarten, die sie mit Recht zu der Kornkammer Wiens erhebt.

Fruchtbarkeit.

Bis jetzt rechnet man, daß das Marchfeld jährlich bey 800,000 Megen Roggen und Weizen, und eben so viel Gerste und Hafer, nebst einer verhältnismäßigen Menge Heidekorn trägt. Doch gehen schon bey der Ernte viele Körner verloren: indem die reifen Feldfrüchte, statt sie emsig mit der Sichel in Hampeln abzuschneiden, wie es in andern Gegenden üblich ist, mit der Sense abgemähet werden, wodurch viele Fruchtkörner ausfallen.

Dann haben besonders die im Marchfelde wohnenden Slaven die Gewohnheit, statt die Feldfrüchte, so wie es allgemein üblich ist, zu dreschen, sie durch die Pferde austreten zu lassen. Sie führen nämlich ihre Pferde auf den über der Tenne ausgebreiteten Fruchtgarben auf und ab, so daß durch den Schlag der Hufe die Körner herausfallen. Auf die nämliche Art ließen schon in den ältesten Zeiten die Juden das Getreide durch Ochsen austreten. Aber es bleiben bey weitem mehrere Körner als bey dem Dreschen, in den Aehren zurück, und das Stroh wird auch sehr verdorben. Doch wird diese Art zu ernten und zu dreschen von verständigeren Landwirthen, deren es

im Marchfelde mehrere gibt, durch eine bessere, ja auch durch zweckmäßige Schnitt- und Dresch-Maschinen verdrängt, so daß eine reichere Ernte gewonnen wird.

Die Ernte.

Das Getreide reifet im Marchfelde viel eher als in allen übrigen Gegenden Oesterreichs. Die Hände der Bewohner reichen zur Ernte nicht hin. Die Schnitter reifen viele Meilen weit aus Böhmen, besonders aus dem Budweiser Kreise, und aus den waldigen Gegenden Oesterreichs im Viertel Ober Manharts-Berg, wo die Früchte spät reifen, dem Marchfelde zu.

Am Peters-Feste werden sie von den fröhlichen Marchfeldern in Wagen um das Dorf Florids-Dorf herum abgehohlet, und wie im Triumphe nach Hause geführt. Dann gehts an die Ernte, wo drückende Arbeit im Schweisse des Angesichts mit fröhlichen Esjelagen nach gethaner Arbeit abwechselt.

Nach der Ernte führt der Bauer seine Schnitter eine Strecke Weges ihrer Heimath zu, und diese eilen unter glückwünschenden Segnungen und dem gewissen Versprechen, künftiges Jahr wieder zu kommen, zu ihrer Ernte nach Hause.

Schaf- und Pferde zucht.

Nicht unbeträchtlich im Marchfelde ist die Schafzucht. Hier und da auf dem Wege durch diese Ebene trifft man auf große Schäfereyen, wo die Schafe zu Tausenden gezogen werden. Sie gehören meistens den Güterbesitzern, welche auf Veredlung der Schafe große Summen verwendet haben. Diese Schäfereyen liefern Wolle von der feinsten Gattung.

Noch vor vierzig Jahren hatten die Marchfelder, besonders gegen die Gränzen Ungarns sehr kleine, unan-

sehnliche Pferde. Durch wohlthätige Einrichtungen des dem Landmanne unvergeßlichen Kaiser Josephs des II. hat die Pferdezucht ungemein gewonnen. Fast durchaus trifft man einen schönen Schlag Pferde an, und es werden selbst viele zum Verkaufe gezogen. Ausgezeichnet schöne und edle Pferde trifft man auf dem k. k. Familiengute Schloßhof an.

Der Bau des Heidekorns

im Marchfelde ist auch der Bienenzucht sehr günstig. Um das Dorf Seyring, Süssenbrunn und Gerasdorf und auch noch an andern Orten werden in den Heideseldern große Bienenhütten errichtet.

Aus den entferntesten Gegenden Oesterreichs bringen die sorgsamen Landwirthe in den Monathen Julius und August ihre Bienenstöcke in dieselben. Fleißig sammeln die emsigen Bienen auf der Blüthe des Heiden den süßen Honig, und mit angefüllten Körben bis oben, auch mit zwey, drey Untersätzen voll Wachs und Honig, werden sie im Herbst nach Hause geführt.

Gänsezucht.

Im Marchfelde, besonders in den Dörfern, welche nahe an Sümpfen, an den Bächen und an der March liegen, werden viele Gänse gezogen, in den nahe an Wien liegenden Dörfern, Leopoldau und Kagran, gemästet, und nach Wien zum Verkaufe gebracht.

Wenn die Gänse und Enten halb erwachsen sind, bezeichnet jede Bauersfrau die ihrigen durch Dinge um den Fuß, um den Hals, oder durch andere Kennzeichen, und treibt sie dem nahen Wasser zu. Dort bleiben sie zu mehreren Hunderten beysammen, nähren sich, und stellen sich gemeinschaftlich zur Wehre, wenn Raubvögel oder Füchse sie anfallen. Im Herbst werden sie wohl genährt nach Hause

gebracht, wo freylich manche Hausmutter ihre vorige volle Zahl nicht mehr erhält.

Eine seltne Erscheinung zeigt sich in den Sommermonathen in dem Dorfe Leopoldau, wo man eine ungemein große Menge Gänse hält. Es hat das Ansehen, als ob es bey der brennenden Sonnenhitze schneye.

Wenn nämlich diese zahlreichen Gänse gerupft werden, oder mausern, so verfinstern die herumfliegenden Flaumen wie Schnee die Luft, und der grüne Rasen sieht aus, als wenn er mit Schneeflocken bedeckt wäre.

Mangel an Holz.

Dieses kornreiche Marchfeld ist aber, die Gegenden längs der Donau und der March ausgenommen, sehr holzarm. Selbst Obstbäume trifft man sehr sparsam an. Man kann behaupten, daß im Marchfelde mehr Häuser als Bäume sind. Es mag wohl der Boden selbst Schuld daran seyn; da die fruchtbare, meistens etwas mit Sand gemischte Thonerde, welche den Boden des Marchfeldes deckt, an vielen Orten kaum einen Schuh tief ist, und Schotter zur Unterlage hat, in welchem die Wurzeln der Bäume nicht fortkommen. Aber im Ganzen ist dieses nur strichweise, nach dem Laufe der alten Rinnäle der Donau der Fall. Nebstdem ließen sich wohl auch an den Ufern der Bäche und an den Sümpfen Erlen, Weiden, Akazien und dergleichen Bäume pflanzen, wie dieses schon hier und da geschehen ist, und es mögen wohl die Einwohner selbst Mitursache an dem Holzmangel seyn. Wenigstens haben der große Eugen, Prinz von Savoyen, einst Besitzer von Siebenbrunn und Schloßhof, und die Grafen Kinsky, vormahlige Herren der jetzt kaiserlichen Familien-Güter Esling und Eckartsau durch Anpflanzung vieler tausend Bäume gezeigt, daß auch Bäume im Marchfelde gedeihen. In den letzten Jahren haben

auch die Marchfelder Bauern die Vortheile der Obst-Cultur eingesehen und sehr viele fruchtbare Bäume gepflanzt.

Trockenheit des Bodens.

Dem Mangel an Bäumen ist es zum Theile zuzuschreiben, daß das Marchfeld eine sehr dürre Gegend ist. Denn diese könnten den austrocknenden Ost- und Nordwinden, die hier so häufig wehen, ihre nachtheilige Wirkung benehmen, und verhindern, daß sie nicht mit Flugsand die fruchtbaren Aecker bedecken; durch Bäume würde die Hitze der Sonnenstrahlen gemildert, die Atmosphäre mit Ausdünstungen angefüllt, und diese von den Bäumen wieder angezogen werden; die Bäume würden die Wolken, die gewöhnlich längst der Hochleihen oder der waldigen Donau-Inseln sich hinziehen, auf das Marchfeld hinleiten und fruchtbare Regen bringen.

So ist aber in den sandigen Gegenden des Marchfeldes von der Ernte bis zur Saatzeit im Herbst alles dürr und gelb, die Sonnenstrahlen sind auf den öden Flächen doppelt drückend; nirgends erquickt das schöne Grün die Augen, selten kühl ein schattiger Baum den Wanderer. Wie in Aegypten erblickt man hier die Luftspiegelungen an nebeligen Sommer- und Herbstmorgen.

Die ganze Ebene scheint ein unübersehbarer See zu seyn, aus dem sich nur hier und da ein Dorf, wie eine bebaute Insel erhebt. In einer vier Stunden breiten Strecke von dem Dorfe Neusiedel bis Oberweiden erblickt man keinen Baum, keine Quelle, ja kein Haus, außer einem fast in der Mitte liegenden Schäferhofs. In dieser großen Sandwüste zeigt sich nichts als das röthliche Heidegras dem Blicke; Sturm und Wind treiben fürchterliche Sand- und Staubwolken auf, die den Wanderer zu ver-

schütten drohen, und die fruchtbaren Felder mit Sand bedecken.

Durch diese Gegend reisete noch vor wenigen Jahren, wie durch Aegyptens Wüsten, niemand allein, sondern gewöhnlich, wenigstens des Nachts in Gesellschaft mehrerer, und der Mahme des Schäferhofes *Sieh dich für*, erinnerte jeden Reisenden, auf seiner Huth vor den hier lauernden Strauchdieben zu seyn.

B r e n n s t o f f .

In den holzarmen Gegenden behelfen sich die Einwohner mit Disteln, Stroh und Rohr, auch mit getrocknetem Rübkothe zur Feuerung.

Die Disteln auf den Feldern und Heiden werden gemähet, in Schober aufgethürmt, und sammt dem ausgetrockneten Viehkothe und den Stoppeln der Aecker nach Hause geführt, und in den Back- und Stubenöfen verbrannt. Schade, daß viele auch das zum Dünger so nöthige Stroh zur Heizung verwenden.

Das Rohr schneiden die Bauern in den tiefer liegenden Gegenden an den Ufern des Rusbaches, bey *Lasse*, *Haringsee* und *Breitensee* in den Morästen, und dieser Rohrschnitt gewährt einen sonderbaren Anblick. Man glaubt nämlich mitten im Winter eine Ernte auf diesen Sumpf-Canälen zu sehen. Das Rohr wird mit eisernen Scheren hart an dem gefrorenen Boden abgeschnitten, in Mandeln aufgeschichtet, und auf schwer beladenen Wagen nach Hause geführt. Das schöne Rohr nimmt man zum Eindecken der Dächer, womit jeder Bauer sehr geschickt umzugehen weiß. Ein solches Dach dauert wohl vierzig Jahre. Das schlechtere wird verbrannt.

Edle Freymüthigkeit.

Ein Prediger von ausgezeichneten Talenten und echter Gottesfurcht tadelte eines Sonntags in der Predigt sehr derb die Laster, welche allgemein im Schwunge gingen. Als er Mittags an die fürstliche Tafel geladen wurde, sagte der Fürst: „Herr Prediger! Heute gaben Sie uns allen etwas Tüchtiges auf den Pelz.“ „Eure Durchlaucht,“ versetzte der würdige Mann, „es thut mir sehr leid, daß es bloß auf den Pelz kam; meine Absicht war, es sollte auf das Herz kommen, und bessern.“

Die gehobene Verlegenheit.

Es zeigt allemahl eine große Verkehrtheit der Menschen und Mangel an gesundem Menschenverstande an, wenn man mehr auf leere Ceremonien als auf die Achtung hält, welche jeder dem Andern nach seinen Verdiensten und guten Eigenschaften schuldig ist.

Einst kam am Hofe Ludwig XIV. Königs von Frankreich ein deutscher Fürst an. Bey seiner Zusammenkunft mit dem Könige war man sehr verlegen, ob man ihm einen Armstuhl, oder weil er nur Fürst war, einen Sessel geben sollte.

Der Fürst, welcher diese Verlegenheit merkte, rief lächelnd dem Ober = Ceremonien = Meister zu: „Geben Sie mir meinetwegen einen Feldstuhl; Ehre und Tugend sitzen überall gut.“

Kant an der Generals = Tafel.

Der Königsberger Philosoph Kant, speisete einst bey dem General N. N., in dessen Hause er sehr geachtet und gern gesehen war.

Der General hielt sehr auf Reinlichkeit. Es war bey

ihm sehr ausgesuchter Tischzeug, und denselbe zu verunreinigen, war ein Vergehen, welches der General ohne Rücksicht der Person oft laut tadelte.

Ein Fähnrich, welcher mit speisete, stieß aus Versehen sein Glas mit rothem Weine um, während der General in ein Gespräch mit seinem Nachbar vertieft war. Der Fähnrich war in größter Verlegenheit; denn er fürchtete den Zorn des Generals.

Nach und ohne sich zu besinnen, stieß Kant, an der Seite des Fähnrichs, wie aus Versehen, auch sein Glas um, und bath in einem sehr naiven Tone, der Herr General möchte doch nicht schelten.

Kann man wohl jemandem auf eine gefälligere und feinere Art aus der Verlegenheit helfen? Welche Meinung wird der junge Fähnrich wohl von dem grauen Philosophen bekommen haben?

Arbeit macht reich.

Kaiser Rudolph von Habsburg kehrte im Jahre 1270 bey einem Weißgärber in Basel ein. Dieser legte sogleich sein festtägliches Kleid an, ließ von seiner Gattinn ein köstliches Mahl bereiten, wobey die Speisen und Getränke in goldenen und silbernen Gefäßen aufgetragen wurden. Die Hausfrau erschien reich geschmückt bey der Tafel.

„Warum plagt ihr euch, gute Leute, noch mit eurer schmutzigen Weißgärberey,“ fragte der Kaiser erstaunt, „da ihr so reich, so gepußt seyd?“

„Weil diese mir jenes verschafft,“ versetzte der Gärber.

Wahrheitsliebe.

Edle Seelen hassen nichts mehr als die Lüge, weil

den Menschen nichts tiefer erniedriget, als eine Unwahrheit, eine Behauptung, von der er weiß, daß sie ungegründet, eine Aussage, von der ihm sein Gewissen sagt, daß sie falsch sey.

So ein Mann von strenger Wahrheit war Priolo, der eine Geschichte von Frankreich geschrieben hat. Er haßte nichts ärger als die Lüge. Kaum wurde es daher bekannt, daß er an einer Geschichte arbeite, so waren auch viele in Sorgen, weil sie wußten, daß er unverhohlen die Wahrheit sagen werde. Alle Rechtschaffenen waren erfreut, weil sie das Licht nicht zu scheuen hatten. Man suchte ihn bey dem Könige als einen gefährlichen Menschen zu verleumden, der schonungslos von jedem spreche. Aber man richtete nichts aus. Ludwig der XIV. nahm ihn in Schutz, und bewies durch die That, daß, wenn auch Tugend und Wahrheit von der Erde vertrieben würden, sie doch in dem Schooße der Könige einen Zufluchtsort finden müssen.

Der Abscheu, welchen Priolo vor allen Lügen hatte, war so groß, daß er in eine Art von Wuth gerieth, wenn er hörte, daß jemand gelogen hatte. „Ein Christ,“ sagte er, „muß die Lüge vermeiden, und ein Edelmann muß gänzlich davon befreyet seyn, wenn er auch kein Christ wäre.“

Die Officiers-Witwe.

Eine Officiers-Witwe bath Kaiser Joseph den Zweyten, bey seiner Anwesenheit in Prag um eine Pension.

„Haben Sie Kinder?“ fragte mit freundlicher Miene der gute Monarch.

„Ja, drey Fräulein und einen jungen Herrn,“ ant-

wortete die Witwe. „Ich habe auch ein Mädel gehabt,“ erwiederte der Monarch, „aber die Arme ist mir gestorben. Ich werde für den Buben und die drey Mädel sorgen; aber ich fürchte, daß der junge Herr und die drey Fräulein sich nicht am besten dabey befinden werden.“

Man lasse kleine Kinder nie allein.

1. Schrecklicher Tod eines Kindes.

Anna, die Tochter des Ziegelbeckers Frisenhengst in der Vorstadt Erdberg in Wien, ein Kind von fünf Vierteljahren, wurde von ihrer Wärterinn in der Wiege schlafend verlassen, während dieselbe Fleisch hoblte. Als sie zurück kam, fand sie das Kind über die Wiege herabhängend. Das Band der Haube hatte sich um einen Nagel der Wiege gewickelt, und so das Kind erdroffelt, daß es gleich darauf starb.

2. Ein Kind verbrühet sich.

Die Gattinn eines Tagelöhners in der Vorstadt W. in Wien mußte Geschäfte halber ausgehen, und ließ ihr Kind, welches beyläufig drey Jahre alt war, allein im Zimmer. Kurz zuvor hatte sie in einem Topfe Suppe auf den stark geheizten eisernen Ofen gestellt, und dieselbe etliche Mahle umgerührt.

Während der Abwesenheit der Mutter rückte das Kind einen Schämel zum Ofen, nahm ein Stück Holz, und fing an, in dem Topfe mit demselben umzurühren, wie das Kind es die Mutter hatte machen sehen.

Aber der Topf stürzte um; das siedende Wasser strömte dem Kinde über den Kopf und den Leib, und verbrannte es dergestalt, daß es am nähmlichen Tage unter jämmerli-

chen Schmerzen starb. Man stelle sich den Schrecken der unglücklichen Mutter vor, als sie bey ihrer Zurückkunft ihr Kind in einem so erbärmlichen Zustande fand.

3. Ein Kind wird von einem Schranke erschlagen.

• Franz, der sechsjährige Sohn eines Winzers im Dorfe Langen-E. wurde von seinen Aeltern, als sie am frühesten Morgen ins Weingebirge zur Arbeit gingen, mit seiner kleinen Schwester, die noch in der Wiege lag, in die Stube eingesperrt. Die Mutter trug ihm auf, dem kleinen Kinde, wenn es weinet, einen frischen Sauglappen zu geben. Dieses that der Knabe sorgfältig. Endlich hatte er ihm alle Lappen nach einander gereicht, und das Kind weinte wieder.

Er wußte, daß die Schachtel mit zerstoßener Semmel und Kandis-Zucker, aus welchem die Mutter den Sauglappen gewöhnlich füllte, auf dem alten Kleiderschranke stände. Voll Eifer, die kleine Schwester gut zu pflegen, trug er einen Stuhl zum Schranke, um die Schachtel herab zu langen. Da er sie nicht erreichen konnte, hielt er sich mit einer Hand an dem oberen Rande des Schrankes fest, und sprang, um sie mit der andern zu erhaschen.

Aber der alte Schrank, der vorwärts hing, und auf morschen Füßen stand, fiel um, und der Knabe unter denselben.

Als die Mutter um zehn Uhr nach Hause kam, das Mittagessen zu bereiten, fand sie das gute Söhnchen unter dem Schranke todt liegen.

Der Schmerz der Mutter und die Wehmuth des Vaters und der größern Geschwister war gränzenlos, und Jahre lang konnten sie sich über den Verlust des guten Kindes nicht trösten.

4. Ein Kind ertrinkt.

Das zweyjährige Kind eines Kaufmannes, in der Vor-

Stadt Landstraße in Wien, spielte am 13. Julius 1811 im Garten. Die sorglose Magd, welcher das Kind zur Aufsicht übergeben war, entfernte sich aus dem Garten, und blieb längere Zeit aus. Indessen war das Kind in eine Rufe gefallen, welche zur Aufbewahrung des Wassers in die Erde gegraben war, und ertrank.

Die Magd, durch deren Nachlässigkeit das Kind in dieses Unglück gerathen war, wurde von der Obrigkeit zur verdienten Strafe gezogen. Wird sich dieselbe nicht lebenslänglich beißende Vorwürfe über ihre Sorglosigkeit machen?

5. Zwey Kinder sterben durch Gift.

Am 26. April 1811 ging der Einwohner Nicolaus zu Priebus — einem Städtchen an der Neiße im Fürstenthume Sagan in Schlesien mit seinem Weibe zur Arbeit, und verschloß seine drey Kinder in die Stube.

Aus langer Weile gerathen dieselben über eine Wurzel, die der Vater erst kürzlich nach Hause gebracht und auf das Gefims des Ofens gelegt hatte. Sie hielten dieselbe für Peterilie. Die beyden älteren aßen davon, und theilten auch dem kleinsten, einem Säuglinge, der noch in der Wiege lag, etwas davon mit.

Die Mutter kommt kurze Zeit darauf nach Hause. Da klagt der Sohn, ein Knabe von fünf Jahren, über Durst. Die Mutter hohlt ihm Wasser; aber ehe sie dasselbe herbeybringt, klagt der Knabe über Schmerzen im Unterleibe, zittert am ganzen Körper, fällt ohnmächtig um, und bekommt heftige Krämpfe und Zuckungen.

Seine Schwester, ein Mädchen von neun Jahren, klagt bald darauf über Uebelkeit, bricht etwas von der Wurzel aus, und wird von gleichen Zufällen wie ihr Bruder ergriffen. Die Mutter weiß sich vor Angst und Wehmuth nicht zu helfen.

Indessen ist der Vater nach Hause gekommen; er sieht

das Elend seiner Kinder, er hohlt schleunigst den Arzt, und dieser rath gleich auf Vergiftung. Er wandte alle Mittel an, aber es war zu spät. Die zwey Kinder konnten keine Arznei mehr einnehmen, ihre Leiber liefen schrecklich auf, der Mund schäumte Blut und Schleim, die Augen wurden herausgetrieben, das Blut drang durch dieselben; die ganze Haut wurde grünblau und roth gefleckt; furchtbare Zuckungen kamen wieder, und beyde Kinder starben auf eine erbarmungswürdige Art. Nur der Säugling wurde getettet, weil er sehr wenig von der Wurzel genossen hatte.

Der Arzt erkannte, daß die Kinder die Wurzel des Wasserschierlings genossen hatten, welcher eine der schädlichsten Giftpflanzen ist.

Diese Geschichte soll euch, liebe Kinder, auch zur Warnung dienen, daß ihr nichts naschet, und von nichts esset, was ihr nicht kennet, und was euch nicht verständigere Leute zum Essen reichen. Auch Erwachsene sollen durch diese Trauergeschichte gewarnet werden, daß sie Gift sorgfältig verwahren, damit nicht Kinder und andere vorwitzige Menschen sich Schaden durch dasselbe zufügen.

6. Drey Kinder ersticken durch Rauch.

Am 9. Februar 1824 bereitete die Frau eines Tagelöhners zu Aken das Frühstück für ihre Kinder. Da sie wenig dörres Holz hatte, so legte sie in die Ofenröhre, in welcher sie die Speisen zu wärmen pflegte, grüne Reisern, um sie zu trocknen. Nachdem die Kinder das Frühstück genossen hatten, legte die Frau noch Holz in den Ofen, um die Stube warm zu erhalten, und entfernte sich. Sie verschloß die Thür, weil sie längere Zeit ausbleiben mußte, indem es noch nicht sieben Uhr Morgens war, als sie fortging, und sie um zehn Uhr kommen wollte, das Mittagsmahl zu bereiten.

Sie hatte vergessen, das Holz, welches sie zum Trocknen

in die Ofenröhre gelegt hatte, wieder wegzunehmen, und diese Sorglosigkeit hat ein schreckliches Unglück verursacht.

Als die Mutter bey ihrer Rückkunft die Thür öffnete, strömte ihr ein dichter Qualm entgegen. Sie sah nach ihren drey Kindern. Das jüngste ein Jahr und zehn Wochen alt, lag todt in der Wiege. Die zwey Knaben, einer von fünf, der andere von drey Jahren, waren unter das Bett gekrochen und dort erstickt. Das Holz in der Ofenröhre hatte sich entzündet und war zu Kohlen und Asche verglommen. Von demselben war so viel Rauch und Dampf in das Zimmer gedrungen, daß die armen drey Kinder elend unkommen mußten.

So großes Unglück bringt oft eine kleine Unachtsamkeit und Sorglosigkeit! Es war schon gefährlich, drey kleine Kinder allein in einer verschlossenen Stube durch so lange Zeit zu lassen.

Was wird das Mutterherz bey dem Anblicke der erstickten Kinder durch den Vorwurf gelitten haben, daß die Mutter allein die Ursache ihres Todes war.

7. Trauriges Lebensende zweyer Kinder.

Der Tagelöhner Zülcher, aus dem Dorfe Ladowitz in Böhmen, ging am 17. December 1823 mit seinem Weibe früh auf Arbeit aus, und verschloß seine zwey Knaben, von denen der ältere sechs und der jüngere drey Jahre alt war, in der Stube.

Auf dem Boden unter dem Dache war dürres Obst aufbewahrt. Dem älteren Knaben lüftete darnach. Da es noch finster war, zündete er einen Holzspan an dem brennenden Feuer in dem Ofen an, und stieg auf den Boden. Sein Bruder folgte ihm. Das Dach war mit Stroh gedeckt, auf welchem aber von außen dichter Schnee lag. Der brennende Span erreichte das Strohdach, welches Feuer fing. Die Flamme konnte aber nicht ausbrechen, weil es der dichte Schnee verhinderte. Das Feuer glimmte von innen fort, und ver-

breitete so viel Rauch, daß die beyden Kinder, bewußtlos umsanken. Zu spät entdeckte man die Flamme. Man suchte sie augenblicklich zu löschen, und man fand beyde Kinder todt. Alle Versuche, sie wieder ins Leben zu bringen, waren vergeblich.

8. Eine Kage tödtet ein Kind.

Eine Kindeswärterinn im Departement der Niſne in Frankreich legte im November 1824 ein kleines: ganz gesundes Kind Abends zu Bette, und nachdem es eingeschlafen war, entfernte sich die Wärterinn, um bey Bekannten einen Besuch zu machen. Als sie nach zwey Stunden zurück kam, sprang ihr bey Oeffnung der Thür eine Kage entgegen, welche im Zimmer mit dem Kinde eingeschlossen war. Die Wärterinn geht zur Wiege, um nach dem Kinde zu sehen — es lag todt in seinem Blute da. Die Kage hatte ihm das Fleisch am Kinne, die Lippen, die Wangen und die Hälfte der Zunge abgefressen. Das linke Auge war ausgerissen, und von der Kage verzehrt. Ein Beyspiel zur Warnung für sorglose Wärterinnen.

Man stelle sich bey Gewittern unter keinen Baum.

Man kann Landleute und Reisende, welche von Gewittern auf freyem Felde überrascht werden, nicht genug warnen, daß sie ja nicht unter Bäumen oder andern hoch empor ragenden Gegenständen Schutz gegen den Regen suchen. Der Blitz fährt gern nach denselben, und wehethenen, die sich unter dieselben gesüchtet haben. Ich will nur zwey Beyspiele von den letzten Jahren erzählen:

1.

Am 24. Junius 1824 Nachmittags zwischen drey und vier Uhr stieg ein schweres Gewitter in der Gegend des Marktfleckens L u z m a n n s b u r g auf, welcher in der Dedenburger Gespannschaft in Ungarn gelegen ist. Viele Leute, Knaben, Jünglinge, Männer und Greise weideten in der Gegend herum ihr Hornvieh. Es fiel ein heftiger Plagregen. Um sich vor demselben zu schützen, flüchteten sich alle unter einen alten Birnbaum, welcher seinen Gipfel hoch in die Luft erhob, und seine Aeste weit in die Runde ausstreckte. Keiner ahnete die Gefahr, der sie alle entgegen liefen. An zwanzig Personen fanden unter dem Baume Plaz, und vier Jünglinge drängten sich dicht an den Stamm, der morsch und durch die Fäulniß hohl war.

Sie hatten noch nicht lange unter dem Baume gestanden, als der Blitzstrahl auf denselben herabfuhr und alle zu Boden wie todt hinstreckte. Bey jenen, welche weiter weg vom Stamme Plaz genommen hatten, kehrte die Besinnung bald wieder zurück; aber die vier Jünglinge, die sich an den Stamm des Baumes gelehnt hatten, waren todt. Alle Mittel, sie wieder ins Leben zurück zu bringen, wurden fruchtlos angewendet. Der Blitzstrahl war an dem Stamme herabgefahren, hatte ihn zerschmettert und die Jünglinge rettungslos getödtet. Einer derselben war erst siebenzehn Jahre alt und der einzige hoffnungsvolle Sohn braver Aeltern.

2.

Am 31. Julius 1824 ging der Fruchthändler Anton G u f l e r von St. Martin im Passeyer = Thale in Tirol mit seinem Weibe und vier Kindern über den Zausenberg. Ein schweres Gewitter zog heran, und drohte Sturm und Regen. Sie wollten dasselbe in ei-

nem Gebüſche abwarten, und ſtellten ſich unter einen dicht belaubten Baum, der wie ein Dach ſie vor der Maſſe ſchützte. Vielleicht kannten ſie die Gefahr nicht, in welche ſie ſich begaben, oder ſie ſchätzten dieſelbe gering. Doch ihr Unglück ſoll meine jungen Leſer warnen, daß ſie vorſichtiger ſind.

Das Wetter ſchien glücklich vorüber zu gehen, und der Regen ließ nach. Da begab ſich der Vater mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern wieder auf den Weg. Aber er war mit ſeinem Weibe, welches den kleinſten Sohn an der Hand führte, kaum einige Schritte vom Baume entfernt, als der Blitzſtrahl, der letzte bey dieſem Ungewitter, auf denſelben niederfuhr, und die drey Töchter, welche noch unter dem Baume waren, zur Erde nieder ſchmetterte. Auch die Mutter wurde zu Boden geſtreckt; ſie erhobte ſich aber bald. Eine Tochter, dreyzehn Jahre alt, war nur betäubt, und kam bald wieder zur Beſinnung, die andern zwey Schwestern aber, *Maria* und *Magdalena* waren todt. Man fand an dem Leibe der Gerödterten blutrothe Streifen, und die Haupthaare waren verſengt. Wer wird, durch ſo ſchreckliche Beſpiele gewarnt, bey einem Ungewitter noch Schutz unter einem Baume ſuchen?

Reinlichkeit der öffentlichen Gaſſen und Plätze Wiens.

Jedem Fremden, der nach Wien kommt, muß die Reinlichkeit, welche ſich in allen Gaſſen und auf den öffentlichen Plätzen zeigt, beſonders gefallen, und hierin zeichnet ſich unſere liebe Kaiſerſtadt vor allen übrigen Hauptſtädten in Europa aus.

Es iſt wohl keine geringe Sache, eine Stadt von mehr als 250,000 Einwohnern, in welcher, Menſchen über Men-

sehen in aufgethürmten Stockwerken wohnen, wo ein unablässiges Thun und Treiben, Gehen, Reiten und Fahren bey Tag und Nacht ist, wo alle Gewerbe und Handthierungen getrieben, allenthalben auf- und abgeladen, gekauft, verkauft, ein- und ausgepackt wird, so reinlich zu erhalten, daß die Bewohner so wenig als möglich von Koth und Unrath, von widerlichem Anblicke und Geruche belästiget werden.

Diese Sorge für Reinlichkeit nebst andern vortreflichen Anstalten haben wir es zu danken, daß keine der Seuchen seit langen Jahren mehr wüthet, von welchen diese volkreiche Hauptstadt in der Vorzeit so oft entvölkert wurde; und wird durch die nach und nach hergestellten geradlinigen Straßen und Gassen und durch eine zweckmäßigere Bauart der neu aufgeführten Häuser der Luft mehr Durchzug gestattet, so wird *Wien* ein so gesunder Aufenthaltsort werden, als wenige große Städte sich rühmen können.

Das Kehren der Straßen.

Welche Sorge darauf verwendet wird, die Stadt rein zu erhalten, werden meine jungen Leser aus dem Nachfolgenden leicht abnehmen können. Eine große Anzahl Arbeiter unter gehöriger Aufsicht ist dazu bestimmt, die Gassen und Plätze zu fegen, und wenn es bey allen auch nicht täglich geschehen darf, so werden doch wieder andere, wo sich durch den Verkauf der Feilschaften Abfälle und Unrath sammeln, wie z. B. die Seilerstadt, der Hof, die Freyung u. s. f. nach jedem Markttag emsig gereinigt. Das Kehricht wird auf der Stelle durch den nachfahrenden Wagen weggeschafft. Die ganze Arbeit verrichten schwächliche Männer und Greise, die hierdurch eine ihren Kräften angemessene Beschäftigung und Verdienst finden.

Durch das zweymahlige Ausspritzen vor den Häusern in den Sommermonathen, welches jeder Hausbesitzer bes-

sorgen muß, wird der den Augen und Lunge so schädliche Staub gedämpft. Diese wohlthätige Vorkehrung ist erst unter der Regierung unsers allbesorgten Landesvaters Franz des Ersten angeordnet worden.

Vorkehrungen bey Regen und Schnee.

Nach einem durch mehrere Tage anhaltenden Regen oder Schnee müßte man bald wie in einer Kothpfütze schwimmen, wenn nicht durch schleunige und ausgiebige Vorkehrungen dem Auffammeln des Schlammes und Gewässers Einhalt gethan würde.

In einem solchen Falle biethet der Stadt-Unterkämmerer, welcher, um seinen Anordnungen immer Nachdruck zu verschaffen, jederzeit auch Magistratsrath ist, mit seinem untergeordneten Untersonale alles auf, um die vorige Keintlichkeit herzustellen. Es werden über die gewöhnliche Zahl mehrere Tagelöhner aufgenommen; reicht diese Zahl noch nicht hin, so erbittet man sich von der Militär- Behörde so viele Mannschaft, als die Arbeit erfordert. Trifft es sich, daß irgend ein Festtag nahe ist, und alle vereinten Kräfte nicht hinreichen würden, bis dahin die Stadt zu säubern, oder den häufigen, eben aufthauenden Schnee hinweg zu schaffen, so wird selbst die Nacht hierzu verwendet.

Es ist ein neuer, schöner Anblick, in zwanzig, dreyßig Gegenden der Stadt beym Scheine der Fackeln bis Mitternacht mehrere Hunderte von Menschen in voller Thätigkeit zu sehen, um den übrigen Bewohnern Wiens für den nächsten Tag einen freyen bequemen Weg zu verschaffen. Wenn oft noch des Abends die Stadt in Koth- und Schneepfügen schwamm, so ist sie am kommenden Morgen nicht selten so gang- und fahrbar, als zur Zeit der schönsten Witterung.

Diese schleunigen Arbeiten werden in größter Ordnung, und ohne die Gehenden und Fahrenden viel zu hindern, ver-

richtet. Da hauen einige das Eis, den festgetretenen Schnee oder gestockten Gassenkoth auf, andere werfen diesen in Haufen und an die Häuser zusammen; wieder andere fegen das Pflaster, und helfen mit Besen dem kleineren Unrath im Rinnsale fort, wozu besonders das in einiger Entfernung aus dem großen Wasserfasse ausströmende Wasser behülflich ist. Zugleich sind viele Wagen in Bereitschaft, welche den auf Haufen gesammelten Unrath oder Schnee wegführen; jener wird außer der Stadt auf vorgezeichneten Gegenden abgeleert, und dient, hier und da Vertiefungen auszufüllen; der Schnee wird auf das Glacis vor die Stadt geführt, um die Bäume und Grasplätze zu düngen.

Die ganze Reinlichkeit der Stadt wird aber gemein befördert durch das feste und bequeme Pflaster und durch die schließbaren Canäle, welche durch die ganze Stadt laufen, und mit welchen sich der Canal aus jedem Hause vereiniget.

Das Straßenpflaster.

ist eben so dauerhaft als bequem. Die Geschicklichkeit der Wiener-Pflasterer ist allgemein bekannt. Der Fußweg (Trottoir) an den Häusern ist aus Quader-Steinen von dem schönsten und härtesten Granit abschüssig zusammen gesetzt, und verbindet sich mit dem sich allmählig vertiefenden Pflaster in der Mitte der Gassen so geschickt, daß nicht nur die schnell fahrenden Wagen gegen den Fußweg nicht schlündern können, sondern auch das Gewässer in die mittleren Rinnsäle, und durch diese in die Abzugs-Canäle geleitet wird. Ohne diese Einrichtung des Pflasters, das einer künstlichen Erdwand gleicht, und den schwersten Holz- und Frachtwagen Jahre lang trozt, würde es sehr schwer seyn, die Stadt rein zu erhalten.

Die Fußwege

aus gevierten Granit-Steinen, welche den Gehenden so viel Bequemlichkeit verschaffen, sind aber erst seit dreßsig Jahren nach und nach in allen Gassen hergestellt worden, und die Bewohner Wiens können dem thätigen Magistrate ihren Dank dafür nicht versagen.

Die Canäle,

welche die ganze Stadt durchkreuzen, befördern nicht nur die Reinlichkeit der Stadt, sondern tragen auch sehr viel zur Erhaltung der Gesundheit der Einwohner bey. Aller Unrath wird aus den Häusern in dieselben abgeleitet und weiter abgeführt; und damit sich nicht allenfalls der stekende Unrath so ansehe, daß hierdurch der freye Abfluß gehemmet würde, so sind eigene Canal-Räume aufgestellt, welche von Zeit zu Zeit diese Canäle durchschließen, und sie reinigen.

Der Unrath

wird sodann von den eigens hierzu aufgestellten Nachführern an den angewiesenen Stellen in dem unteren Theile des Donau-Armes abgeleert.

Zur Reinigung der Canäle werden auch die öffentlichen Springbrunnen benützt. Es werden nämlich einige der für Feuersbrünste immer bereit stehenden großen Fässer (Wasserladungen) an den Springbrunnen gefüllt, und nahe an den in allen Gassen und Straßen befindlichen Canal-Gittern in solcher Menge und Geschwindigkeit ausgeleert, daß der hierdurch verursachte Schwall den leichten Unrath hebt, und mit sich fortreißt.

Sorge für Reinlichkeit.

Alle diese Reinigungsanstalten werden erleichtert durch die Sorge, welche man darauf verwendet, die Stadt durch

1. Bändchen.

das ganze Jahr, auch bey schönstem Wetter, rein zu erhalten. Jeder, auch nur über Nacht aus einem Hause geworfene Unrath wird sogleich beseitiget. Wöchentlich an gewissen Tagen und Stunden fährt ein eigener Mistwagen durch alle Gassen der Vorstädte, vor welchem ein Ausrufer ankündigt, daß nun die im Hause von den Dienstothen gesammelten Abwürfe, Unreinigkeiten und der Auskebricht auf demselben abgeseert werden können. Eigene Aufseher durchsuchen täglich die ganze Stadt, und sorgen, daß sogleich jede Unsauberkeit, jedes hingeworfene todte Thier, und alles, was die Stadt verunreinigen könnte, weggeschafft werde.

Dadurch entsteht nun jene Reinlichkeit, welche dem allgemeinen Gesundheitszustande so ersprießlich ist. Bedenkt man nun auch, welche große Summe alle diese Reinigungsanstalten dem Magistrate kosten, so kann man für diese Wohlthat nicht genug danken. Man muß sich freuen, in einer Stadt zu wohnen, wo die Obrigkeiten große Summen aufwenden, um den Einwohnern einen gesunden, bequemen und angenehmen Aufenthalt zu verschaffen.

Die beyden Pferde.

(Eine Fabel.)

Ein kleiner Knabe war so kühn,
Und stieg auf seines Vaters Schimmel;
Der Klepper trug ihn durch's Getümmel
Der Straße leicht und folgsam hin. —
Dieß sah ein englischer Knappe,
Der an der Thür des Marstalls stand,
Und, stolz auf die gestickte Wappe
Laut wiehernd scharrte in dem Sand.

Er maß ihn im Vorübertraben
Mit hohnerfülltem Blick, und rief:
„Wie? du erniedrigst dich so tief? —
„Wozu magst du die Stärke haben?
„Treibt dich ein Bube von sechs Jahren,
„Dich, edles Ross! so ganz zu Paaren?
„Ha! wäre dieses mir gescheh'n,
„Das Reiten wollt' ich ihm verwehren,
„Ihr sollt' ihn bald am Boden seh'n.“
„Sey ruhig, spare deine Lehren,“
Erwiederte der Schimmel kurz;
„Ich glaube, eines Schwachen Sturz
„Kann niemahls einen Starcken ehren.“

Mütterliche Aufopferung.

Die Mutter waget aus Liebe zu ihren Kindern alles und duldet alles; ja es gibt sicherlich keine Gefahr, in die sich nicht eine liebende Mutter für das Wohl ihrer Kinder stürzte.

Suchet, Freunde, diese Liebe zu vergelten; sie ist die reinste und stärkste Liebe, deren die menschliche Natur fähig ist, und das stärkste Band, welches Herzen zusammen hält. Hier ein Beyspiel.

Die Frau von C** reifete aus Martinique in West-Indien mit ihrem kleinen Sohne nach Frankreich. Die Reise geschieht zur See. Auf der Ueberfahrt fiel sie entweder aus Unvorsichtigkeit oder durch Zufall mit ihrem Kinde ins Wasser. Sie hatte einen Neger bey sich, der ihr sehr ergeben, und ein geschickter Schwimmer und Taucher war.

Dieser sprang ihr schnell nach, erhaschte sie und hob sie aus dem Meere empor. Allein die Frau von C**.

kieß ihn von sich, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er nach ihrem Kinde eilen, und dasselbe retten möchte.

Der Neger verstand Anfangs die Zeichen nicht, und suchte nur seiner Gebietherinn zu helfen. Allein diese weigerte sich hartnäckig, und winkte immer nach dem Kinde, das jammernd in den Wellen plätscherte.

Endlich als der Neger fürchtete, ein längerer Verzug könnte ihn so abmatten, daß er nicht mehr im Stande sey, die Mutter oder das Kind zu retten, befolgte er den Befehl seiner Frau, und brachte den Sohn glücklich an Bord. Unterdessen sank die unglückliche Mutter unter, und starb als das Opfer der mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit.

Kindliche Liebe.

In dem Dorfe Pontoise in Frankreich brach am 4. Julius 1811 Feuer aus, und griff schnell um sich. Schon standen vier Häuser in vollen Flammen. Alles war beschäftigt, theils dem Feuer Einhalt zu thun, theils die Habseligkeiten aus den Häusern zu retten, die dem Feuer am nächsten waren.

Auch der alte drey und siebenzigjährige Gohard wagte sich in sein schon brennendes Haus, um nur das Kostbarste den Flammen zu entreißen. Seine Tochter Honorine, ein Mädchen von zwanzig Jahren, eifrig beschäftigt Hausgeräthe aus dem Hause zu schaffen und an einen sichern Ort zu bringen, vermist ihren Vater. Sie schlägt die Fenster ein, steigt in das brennende Zimmer, ergreift ihren Vater, der, vom Rauch betäubt, schon am Boden lag, und rettet ihn mit männlicher Kraft durch das Fenster. Bald darauf stürzte das Zimmer ein.

Das heldenmüthige Mädchen, welches in den Flam-

men alles verlor, weinte vor Freuden, als es ihren alten guten Vater gerettet hatte.

Erst in der Mitte April 1826 hat sich ein ähnliches Beispiel in dem Dorfe Haselbach in Oesterreich W. U. M. B. ereignet. Bey einem Sturmwinde ging das Dorf in Feuer auf, während die Einwohner in den entfernten Weingärten arbeiteten, und stand in kurzer Zeit ganz in Flammen. Eine Tochter stürzt sich durch das Feuer, rettet ihren kranken Vater, wird aber so versengt, daß sie selbst das Opfer der kindlichen Liebe wird.

Mütterliche Zärtlichkeit der Meer-Otter.

An der Meer-Otter (*mustela lutris*) bemerkte man Erscheinungen, welche man nur bey dem Menschen antrifft. Die mütterliche Zärtlichkeit, womit sie ihre Jungen liebt, ist wirklich ^{er}erstaunlich. Anfänglich trägt die Mutter ihr Junge mit sich im Maule herum. Schläft sie, so hält sie es zwischen den Vorderpfoten; auf die nämliche Art trägt sie es auch, während sie auf dem Rücken fortschwimmt.

Oftmahls werfen die Mütter das Junge in die Luft, fangen es mit großer Geschicklichkeit wieder auf, drücken es an sich, und küssen es völlig, wie eine Mutter ihr Kind. Wenn die Mutter auf dem festen Lande schläft, so liegt ihr das Junge im Arme, und nie, selbst in Todesgefahr läßt sie es von sich. Nimmt man ihr das Junge, so winselt sie wie ein Hund, und läuft dem Räuber nach.

Der Naturforscher Steller hatte einigen Meer-Ottern ihre Jungen geraubt; er setzte sich mit ihnen im Schnee nieder, und nun kamen die Alten unter einem winselnden Geschrey ganz nahe zu ihm, um die in den Schnee gelegeten Jungen wieder zu erhalten. Als er nach acht Tagen denselben Fleck besuchte, von wo er die Jungen fortgetragen

hatte, fand er dort noch eine der Mütter. Sie ließ sich in größter Traurigkeit vom Plaze nicht fortjagen und ruhig todt schlagen. Mit Bewunderung bemerkte Steller beym Abstreifen des Fells, daß dieses vor Kurzem noch wohlbelebte Thier innerhalb der acht Tage sich fast zu einem Skelet abgehärmt hatte.

Lebensart der Meer-Otter.

Diese Meer-Otter gleicht an Gestalt und Lebensart unserer Fischotter, die sich in Löchern an Flüssen und Teichen aufhält, von Fischen und Krebsen lebt, und durch ihr Fell und Fleisch nützlich wird. Die Meer-Otter ist fast von der Größe eines Dachses, hat aber viel kürzere Füße, an jedem Fuße fünf Zehen, die mit einer Schwimnhaut verbunden und dadurch zum Schwimmen sehr geschickt sind. Die breite Schnauze am platten Kopfe ist mit fingerlangen Barthaaren besetzt.

Die Meer-Otter kann wie die Fischotter sehr gut schwimmen und am Lande schnell laufen, unter dem Wasser dauert sie aber nicht lange aus. Sie wohnt in Löchern an Flüssen und Teichen, oder unter den Wurzeln der Bäume, die am Ufer stehen. Sie wählt sich zur Wohnung Plätze, welche von Menschen selten besucht werden, und die durch Gebüsch und Dickicht schwer zugänglich sind. Der Eingang in das Loch ist unter dem Wasser, und sie läßt nur ein kleines Luftloch oben auf der Erde offen.

Sie lebt in den kältesten Gegenden von A s i e n und A m e r i k a, und schwimmt von den Flüssen auch in das Meer hinaus, woher sie auch den Nahmen Meer-Otter erhalten hat. Sie bringt nur ein Junges des Jahrs. Ihr Balg ist schwarz oder silbergrau und wird oft mit 150 Reichthalern bezahlt. Das Fleisch ist essbar, riecht aber sehr nach Fischen, und ist schwer zu verdauen.

Menschenliebe und Tapferkeit.

Ein Zug aus dem vorigen Kriege.

Der Gemeine Stephan Layiß, vom Husaren-Regimente Stipfics wurde nach der Schlacht bey Wagram am 8. Julius 1809 mit vier Husaren zum Streifen (Rundschaft einzuziehen) ausgeschiedt. Er kam bis Marktgrafe Neu siedl. Das Dorf rauchte noch vom Brande, und verwundete österreichische Soldaten winselten in demselben, und sprachen ihn, der eine deutsch, der andere böhmisch, polhnisch und ungarisch, um Hülfe und Rettung an. Layiß faßte sogleich den Entschluß, die Unglücklichen zu retten, es koste, was es wolle.

Auf der Stelle sandte er die vier Husaren fort, Wägen herbeizuschaffen; er selbst sprengte von dem Dorfe auf das Schlachtfeld hinaus, und fand noch mehrere Desterreicher, die hüßlos in ihrem Blute da lagen und vor Schmerzen und Durst zu verschmachten schienen. Eilends schaffte er Wasser herbey, um ihren brennenden Durst zu löschen. Indessen hatten seine Waffenbrüder eilf Wägen herbey gebracht. Sie legten diese Verwundeten und jene im Dorfe, sieben und fünfzig an der Zahl, darauf, und hofften sie der österreichischen Armee zuzuführen.

Aber das war ein schweres Unternehmen. Die ganze Gegend wimmelte noch von französischen Nachzügeln, (Taugenichtse von Soldaten, die von der Armee oft truppweise zurück bleiben, um zu rauben, zu plündern, und auf dem Schlachtfelde Beute zu machen).

„Unsere verwundeten Brüder,“ rief Layiß einem Waffengefährten zu, „verlassen wir nicht, es mag da kommen, wer will.“

„Wir verlassen euch nicht,“ war die Antwort der Braven; und sie hielten auch Wort. Oft wurden sie von

einer großen feindlichen Uebermacht gedrängt, sie vertheidigten sich immer tapfer, schlugen alle feindlichen Streifwachen in die Flucht, und geleiteten alle Wägen glücklich über den Marchfluß zur österreichischen Armee.

Inniges Gefühl für die Leiden seiner Mitbrüder schmitzen den Helden um so schöner, da die Gefühle der Menschlichkeit in Schlachten, wo der Soldat aus Pflicht Menschen morden muß, so leicht abgestumpft werden. Laysi wurde mit der silbernen Tapferkeits-Medaille belohnt: er verdiente dieselbe schon durch die innige Theilnahme an dem traurigen Schicksale seiner Waffenbrüder und durch die Sorge für die Rettung derselben, hätte er auch nicht seinen Heldennuth durch die Vertheidigung derselben erprobt.

Der Schwefelregen im Frühjahr.

Zuweilen im Frühjahr ist das vom Gewitterregen zusammengelaufene Wasser in der Nähe von Nadelwaldungen mit gelbem Staub bedeckt. Der gemeine Mann glaubt, besonders da es auch nach Gewittern schwefelartig riecht, es habe Schwefel geregnet. Dieser vermeinte Schwefel ist aber nichts anders, als der gelbe Samenstaub der um diese Zeit blühenden Nadelhölzer, welchen der heftige Gewitterregen niederschlägt, und das Wasser mit sich fortführt, so daß er oft ganze Pflügen gelb überzieht.

Er hat einen Nagel im Kopfe.

Dieses Sprichwort sagt man von einem hochmüthigen Menschen, der sich auf unbedeutende Vorzüge, oft nur auf eingebildete, viel zu Gute thut.

Der Sage nach soll diese Redensart aus dem drey-

sigjährigen Kriege herkommen. Es diente da bey dem schwedischen Heere ein Oberster, Namens Zsiler, ein guter, bescheidener Mann. In der Schlacht bey Leipzig ward er mit einem krummen Nagel in den Kopf geschossen. Die Wundärzte bemühten sich vergebens, das tief eingedrungene Eisen heraus zu ziehen. Die Wunde wurde zugeheilt, doch ein Theil des Nagels blieb im Kopfe.

Der Oberste genas und blieb gesund; aber in seinem Gemüthe ging eine wunderbare Veränderung vor. Er war nicht mehr so bescheiden, wie man ihn sonst gekannt hatte; er betrug sich höchst übermüthig, und prahlte stets mit seinem Nagel im Kopfe. Dadurch soll denn die sprichwörtliche Spottrede in Jedermanns Mund gekommen seyn.

Verhält sich die Sache so, so that der Oberste freylich nicht recht, daß er sich auf seinen Nagel viel einbildete; aber er verdient Nachsicht, da es Krankheit des Gehirns gewesen seyn mag, und zudem hat er doch Vieles in der Welt versucht, den Nagel im Kampfe wider die Feinde des Vaterlandes in den Kopf bekommen, in dem Augenblicke, wo er bereit war, den Tod des Helden für seinen König und sein Vaterland auf dem Schlachtfelde zu sterben.

Was hält man aber von Leuten, besonders von Jünglingen, die auf Vorzüge, die sie ohne ihr Verdienst erhalten, auf die Güter und den Reichthum, welche sie ererbt haben, und selten zu verdienen wissen, auf Schönheit des Körpers, auf eingebildetes Wissen und andere zufällige Eigenschaften stolz sind, damit groß thun, und andere neben sich her verachten? —

Der Verständige bemitleidet sie, und sucht sie von ihrer Schwäche und Flachheit zu heilen, indem er sie neben andere stellt, die durch die Vorzüge des Herzens und des Kopfes achtungswerth sind, und ihnen durch diese Vergleichung ihre Geringsfügigkeit und Unwürdigkeit fühlen läßt.

Der Minderverständige spottet ihrer, witzelt über sie

und vergleicht sie mit dem Esel in der Fabel, der eine goldene Decke trug. So wie der Eitle und Stolze nach Ehre hascht, so folgt ihm meistens nur Hohn und Verachtung.

Die geretteten Bergleute.

Zu Zebrač im Berauner-Kreise in Böhmen wurden am 6. Junius 1811 in dem Steinkohlen-Bergwerke zwey Bergleute durch den Einsturz eines Schachtes verschüttet. Der eine wühlte sich mit vieler Mühe selbst heraus; allein der zweyte, Namens Johann Wodiczka, Vater von vier Kindern, wurde ganz mit Erde und Steingerölle bedeckt, und seine Füße waren zwischen den hölzernen Pfeilern, welche mit dem Erdreiche zugleich umgestürzt waren, so eingeklemmet, daß er auch, als man schon den Schutt von ihm weggeräumt hatte, dennoch nicht hervorgezogen werden konnte.

Es war ein heißer Tag, durch den Einsturz war der Luftzug gehemmt, und es entwickelte sich eine lästige Luftart, daß die Arbeiter fast ersticken, und das Licht verlosch. Man mußte also zuerst darauf denken, den eingestürzten Schacht auszuräumen, um den Luftzug herzustellen, und reinere Luft umher zu verbreiten.

Ein edler Menschenfreund.

Bei dieser angestrengten Arbeit kam eben der Berauner Kreishauptmann, Herr Prokop von Plázer, im Bergwerke an. Er reisete zufällig in Amtsgeschäften durch Zebrač, und hatte dort den Unglücksfall gehört.

Da die Bergleute schon zweifelten, ob ihnen die Rettung ihres Kameraden gelingen würde, munterte sie der thätige Kreishauptmann durch seine Gegenwart, durch freundliche Worte und selbst durch Verheißung einer Belohnung auf, von ihrer mühsamen Arbeit, welche ihre Kräfte schon

ganz erschöpft hatte, nicht abzulassen. Das schöne Werk gelang. Um ein Uhr nach Mitternacht war der Schutt weggeräumt, das Holzwerk, welches ihn umgab, zerlegt und vorsichtig weggeschafft, und der Verunglückte ward unbeschädigt, jedoch ohnmächtig aus dem Schachte heraufgebracht.

Man labte ihn, wendete ärztliche Mittel an, und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie er allmählig zu sich kam, und sich erhobte. Nach einigen Tagen befand er sich ganz wohl.

Wie wird der Gerettete seine Kameraden segnen, die ihn so mühevoll mit Verachtung aller Gefahr dem Tode entrissen haben. Wie wird er im Herzen mit seinen vier Kindern dem menschenfreundlichen Kreishauptmanne danken, der durch sein freundschaftliches Zureden die Bergleute nicht ermüden ließ, und nicht von ihnen wich, bis die Rettung vollendet war, und der dann die Retter reichlich beschenkte; der selbst für die Herstellung des Geretteten die edelste Sorge trug, und ihn nicht verließ, bis er zur Besinnung gekommen war, und allmählig seine Kräfte wieder erlangt hatte!

Kann es wohl ein edleres Bewußtseyn geben, als einen Menschen gerettet, oder zur Rettung desselben beygetragen zu haben — ein Bewußtseyn, welches sich durch keine Schätze erkaufen läßt, uns froh durch das ganze Leben begleitet, und uns am Todtenbette mehr werth ist, als alle Reichthümer der Welt?

Der Safran = Bau.

Der Safran, dessen Gebrauch in der Küche, bey Bereitung der Arzneyen, und in Färbereyen allgemein bekannt ist, kommt von einer Blume, die einer Lilie oder Tulpe sehr ähnlich ist. Die Blume ist blau, hat sechs Blätter, welche in der Mitte wie bey den Tulpen die Staubgefäße

und den Staubweg oder Stämpel einschließen. Der Stämpel besteht aus dem Fruchtknoten, in der Mitte aus dem Griffel, und oben aus der Narbe. Die Narbe ist in drey Fäserchen getheilt, und diese sind — der Saffran.

In Oesterreich wird Saffran um Ulm, Kirchberg am Wagram, um Navelesbach, Meiffau und gegen über auf dem rechten Ufer der Donau bey Herzogenburg, St. Pölten und Melk gebauet. Der Saffran, welcher hier gewonnen wird, übertrifft an Kraft, die er in der Medicin äußert, und an Farbestoff weit den Orientalischen und Französischen, und wird auch um einen viel höheren Preis bezahlt.

Der Saffran kommt in jeder Gegend fort, wo gewöhnlich erst im November Frost und Schnee kommt, und wo es in den ersten Wochen des Monats März aufthauet. Er liebt einen guten und lockeren Boden. Der Bau desselben ist sehr einfach, und erfordert meistens nur in jener Zeit Bearbeitung, wenn der Landmann in seinen Weingärten und in der Feldwirthschaft weniger zu thun hat.

Der Saffran=Garten.

Die Saffran=Blume entsteht aus einer Zwiebel von der Größe einer wälschen Nuß oder eines Tulpenkiels. Der Landmann umzäunet auf seinem Acker ein Stück Erdreich von dreyßig bis fünfzig Klaftern lang, und von fünf bis sieben Klaftern breit mit Weinstockpfählen, die er oben mit Latten und Strohbindern verbindet, oder mit Wänden von geflochtenen Weiden, und hält durch diesen Zaun das Rindvieh, die Schweine, Schafe und Ziegen, die sich etwa auf diesen Platz verirren könnten, und auch Hasen, Rehe und anderes Wild davon ab. Diesen eingezäunten Ort nennt er Saffran=Garten.

Er gräbt in demselben das Erdreich einige Mahle mit dem Spaten tief um, damit es locker werde und sich gut

vermenge, und dünget es sorgfältig. Vom ersten bis zwanzigsten September legt er nun die Zwiebeln in das Erdreich. Er machet nämlich quer durch den Garten Furchen, und theilt die Zwiebeln so ein, daß sie sechs Zoll tief in die Erde kommen und drey Zoll von einander abstehen. Dann werden die Furchen mit Erde zugedeckt, und mit einer Harke schön geebnet.

Saffran = Ernte.

Im October schießt aus jeder Zwiebel eine Blume schnell hervor. Diese Blumen werden des Morgens, wenn sie noch geschlossen sind, mit dem Stängel, nahe an der Erde abgepflückt und nach Hause gebracht. Da setzt sich nun Groß und Klein rund um den Tisch herum, und löset die Säserchen aus der Blume heraus. Dabey gibt man Acht, daß die drey Narben an einander hängen bleiben, weil der Saffran dann mehr flaumig, kraus und aufgedunsen bleibt, welches ihm in den Augen der Käufer mehr Werth gibt.

Der ausgelssete Saffran wird dann über einem schwachen Kohlfener in einem Haarsiebe gedörret, weil er sonst bald verfaulen würde. Man legt nämlich ein Häufchen frischen Saffran in das Sieb, breitet ihn mit einem Gänsekiele auf dem Boden desselben aus, und wendet ihn öfters um, bis er durch und durch getrocknet ist. Dabey muß man aber vorsichtig zu Werke gehen, damit er nicht zu schnell trockne, sonst verliert er an Farbe und an innerem Gehalte.

Der so gedörrete Saffran wird in eine Schachtel gethan, und mit einem Deckel zugedeckt, damit sich der Geruch nicht verliere. Gleich nach dem Dörren ist er spröde, und darf nicht eingedrückt werden, weil er sich bröseln würde. Nach und nach wird er geschmeidig, und kann, wenn man ihn längere Zeit aufbewahren will, in zinnerne Büchsen oder in glasierte Töpfe eingedrückt, an trocknen Orten Jahre lang gut erhalten werden.

Ertrag der Saffran-Gärten.

Ein Saffran-Garten trägt drey nach einander folgende Jahre. Im ersten Jahre ist die Ernte am geringsten, und wird in den zwey folgenden Jahren reichlicher. Eine jede Saffran-Zwiebel bringt, wenn sie sieben bis acht Monathe im Grunde liegt, so viele neue Kiele hervor, als sie Blumen im Herbst getrieben hat. Diese werden nun im dritten Jahre im Junius aus der Erde genommen, gereinigt, und auf einem trockenen Boden bis zur Zeit des frischen Einlegens aufbewahrt.

Der Saffran hat noch dieses Besondere, daß er in seinem Wachstume gerade das Gegentheil von den übrigen Pflanzen beobachtet. Wenn im Spätherbste alle Pflanzen zu welken anfangen oder schon abgestorben sind; so pranget er im schönsten Flor. Dann, wenn während des Winters die ganze Pflanzenwelt todt scheint, wächst sein grasartiges Kraut selbst unter dem Schnee gleich der fettesten Weizenfaat üppig fort. Im Frühlinge hingegen, wo die ganze Natur erwacht, wo alles keimet und in Blüthen und Knospen freudig ausbricht, fängt sein Gras zu welken an, und macht dieses Hinfallen dadurch bemerkbar, daß die äußersten Spitzen desselben gelb werden. Der emsige Landmann mähet es ab, und bringt es seinen Kühen als ein süßes milchgebendes Futter.

Nutzen des Saffrans.

In der Küche wird der Saffran sowohl als ein angenehmes Gewürz, als auch um manchen Speisen eine angenehme gelbe Farbe zu geben gebraucht. So suchen manche auch die Butter und den Käse durch Saffran gelb zu färben. In der Arzeneykunde ist er als ein kühlendes Mittel bekannt, und wird zu zertheilenden Pflastern und Salben häufig verwendet. In Färbereyen rühmt man seine gelbe Farbe, und

er hat so viel Farbestoff, daß man mit einem Grane desselben zehn Maß Wasser gelb färben kann.

Ein Glas Wasser so auf einen Teller hinzustellen, daß niemand es davon wegnehmen könne, ohne es zu verschütten.

In den Abendstunden, wenn Herr Gutmann seine Tagesgeschäfte vollendet hatte, befand er sich immer im Kreise seiner Kinder. Er erzählte ihnen nützliche und angenehme Geschichten, er unterredete sich mit ihnen über mancherley lehrreiche Gegenstände, und wußte ihnen allerley neue Sachen vorzuzeigen, worüber dann ein Langes und ein Breites gesprochen wurde. Die Kinder unterhielten sich aber so gut dabey, daß es ihnen immer zu früh war, wenn die Mütter zum Abendessen rief.

Erstes Kunststück.

Eines Abends kam der Vater mit einem Teller, einer Flasche Wasser und einem Glase bey der Thür herein.

Die Kinder sahen ihn an, und konnten nicht errathen, was er vorhabe. Er goß das Glas voll Wasser an, deckte über dessen Oeffnung ein Blatt steifes Papier, drückte es mit der flachen Hand an den Rand des Glases fest, drehete mit der andern Hand das Glas geschwind um, und hielt es zwischen beyden Händen so lange, bis das Wasser in umgekehrter Lage ruhig war. Hierauf zog er behuthsam die Hand unter dem Papiere weg, und sieh da, das Papier blieb unten am Glase hängen, und hielt das Wasser über sich so fest, als wenn es ein dicht verschlossener Deckel wäre.

Ah das ist herrlich! riefen die Kinder, welche dem

Vater immer aufmerksam zugehoben hatten, das ist herrlich, das ist schön!

Zweytes Kunststück.

Der Vater ließ sich aber nicht irre machen, er nahm das umgekehrte Glas, und stellte es, so wie es war, auf den Teller, und zog das Papier sachte darunter weg. Das Wasser blieb in dem umgekehrten Glase so stehen, wie es darin hängen geblieben, als es unten mit dem Papiere zugedeckt war, und der Vater in freyer Luft es hielt.

Die Kinder lächelten vor Vergnügen, sahen einander an, und dann wieder auf das Glas hin, worin das Wasser wie eine Säule stand. Wer getraut sich das Glas von dem Teller wegzunehmen, ohne zu verschütten? sagte der Vater, und der muntere Fritz war gleich da. Er nahm mit einer Hand den Teller, mit der andern das Glas oben beym Boden, er wollte es geschwind umkehren, indem er den Teller an das Glas drückte. Er glaubte kein Tropfen sollte heraus fließen, aber umsonst, eine Menge Wasser rann auf dem Tische herum.

Der Vater stellte noch mehrmahl das Glas voll Wasser umgekehrt auf den Teller; Lottchen, Marie und Wilhelm versuchten es umzukehren, aber alle verschütteten, so daß sie zuletzt eingestanden, daß sie ohne zu verschütten es nicht im Stande wären.

Da nahm der Vater ein trockenes und ziemlich starkes Papier, schob es unter das Glas und zwischen den Teller, drückte das Glas fest daran an, hob es ganz gemächlich auf, und kehrte es um, ohne daß Wasser dabey verloren ging.

Ah, nun können wir es auch, riefen die Kinder zusammen, und eines nach dem andern versuchte es. Jedem gelang das Kunststück. Fritz war aber nicht zufrieden,

das Kunststück machen zu können, er wollte auch deutlich einsehen, warum es so, und nicht anders geschehe.

Er vermuthete wohl, daß der Druck der Luft mit im Spiele wäre; aber nur war ihm die Sache nicht recht klar. Er bath also den Vater alles deutlich zu erklären. „Herzlich gerne,“ sagte der Vater, und ihr werdet bald deutliche Begriffe davon bekommen, wenn ihr noch alle Eigenschaften der Luft wisset, die ich euch vorlängst erklärt habe. Jedes von euch sage mir jene, die ihm zuerst einfallen.

Erste Eigenschaft der Luft.

Friß. Die Luft ist eine feine Materie, die unsere ganze Erde umgibt.

Vater. Wir sehen sie aber doch nicht?

Friß. Aber ich fühle sie, wie ich mit der Hand schnell zum Gesichte fahre. Höret ihr diese Gerete in der Luft pfeifen, wie ich sie hier schwinde. Lottchen! bewege deinen Fächer hin und her, ich will mit diesem Blatt Papier hin und her wedeln, und beyde werden wir den Widerstand der Luft fühlen, wenn wir sie auch nicht sehen. Was ist denn der Wind, welcher Bäume, Blätter und Zweige bewegt, der dort die Flügel der Windmühle dreht, was ist er anders, als die bewegte Luft? Sehen können wir sie freylich nicht; aber wenn der Wind stark geht, so fühlen wir sie doch tüchtig, weil sie uns fortreibt, und fast niederwirft. Die armen Seefahrer fühlen sie doch auch, wenn ein Sturm tobet. Nun lieber Vater, habe ich meine Sache gut gemacht? Soll ich noch mehr sagen?

Zweyte Eigenschaft der Luft.

Vater. Nun kommt die Reihe an Lotte.

Lotte. Die Luft ist flüssig, denn ihre Theile hängen nur schwach zusammen. Wie ich die Hand hier

I. Bändchen.

M

hin und her bewege, so trenne ich die Theile der Luft von einander, und sie leistet der Hand weniger Widerstand, als wenn ich mit derselben in einem Kübel Wasser hin und her fahre. Wie ich im Zimmer hier auf und ab gehe, trenne ich die Theile der Luft, weil sie mich um und um so umgibt, wie das Wasser, wenn ich in einem Teiche stünde.

Vater. Lotte hat die Flüssigkeit der Luft gut erklärt. Nun Wilhelm, sage mir eine andere Eigenschaft.

Dritte Eigenschaft.

Wilhelm. Die Luft hat Schwere und Gewicht. Wenn man z. B. aus einer kupfernen hohlen Kugel die Luft herauszieht, so wiegt sie weniger, als sie vorher gewogen hat, als die Luft noch darin war. Die herausgezogene Luft muß also das Gewicht haben, welches hier abgeht.

Vater. Aber ich fühle doch nicht, daß ich etwas auf der Hand habe, wenn ich sie offen in der freyen Luft halte?

Wilhelm. Du fühlst auch kein Gewicht, wenn du die Hand unter Wasser so hältst. Die auf der Hand ruhende Luft, sagtest du, sollten wir uns wie eine Luftsäule vorstellen, welche von der Luftsäule unter der Hand und von der umgebenden Luft getragen wird. Könnte man die umgebende Luft wegnehmen, und bloß die Luftsäule stehen lassen, welche senkrecht über der Hand ist, so würde man sie nicht tragen können, denn ein Kubikfuß Luft wiegt schon zwey Loth, wie schwer müßte die ganze Luftsäule seyn!

Vierte Eigenschaft.

Vater. Wilhelm hat seine Sache trefflich gemacht; nun Marie, was weißt du mir von der Luft zu sagen?
Marie. Die Luft hat eine Dehnkraft (Ela-

sität), sie strebt nämlich sich auszudehnen. Wenn man z. B. die vordere Oeffnung einer Spritze fest verstopft, und den Stämpel hineintreibt, so daß die Luft dadurch in einen engen Raum zusammen gedrückt wird, so treibt sie, sobald der Druck nachläßt, den Stämpel wieder zurück, weil sie sich schnell wieder ausdehnt. Hat nicht erst gestern Friz eine Schweinsblase aufgeblasen, dann fest zugebunden? Wie man die Blase drückte, wurde die Luft darin zusammen gedrückt, wie aber der Druck aufhörte, dehnte sich die Luft in der Blase wieder aus.

Erklärung des Kunststückes.

Water. Wer kann mir nun sagen, wie das geschieht, daß das Wasser in dem umgekehrten Glase auf dem Papiere stehen bleibt?

Wilhelm. O das Papier wird von der untern Luftsäule so fest an das Glas gedrückt, daß das Wasser nicht heraus fließen kann.

Friz. Das scheint auch mir die Ursache zu seyn, nur glaube ich, müßte das Wasser auch im umgekehrten Glase bleiben, wenn kein Papier auf der Oeffnung ist; es sollte ja dann auch die Luftsäule das Wasser tragen?

Water. Ja wenn die untere Fläche des Wassers ruhig horizontal bliebe. So bald nicht auf allen Puncten der Gegendruck des Wassers gegen die Luft gleich bleibt, so steigt die letztere, als die leichtere Flüssigkeit in dem Wasser in die Höhe, setzt sich über dasselbe im Glase unter dem Boden an, und drückt von oben her auf das Wasser, bis der Druck der Luft von oben, der vorher durch den Boden des Glases abgehalten wurde, so stark als von unten wird, wodurch sich beyde aufheben, und das Wasser vermöge seiner Schwere herunter fällt. Jetzt liebe

Kinder werdet ihr das Kunststück mit dem Glase Wasser auch bald deutlich einsehen.

Alle. Es ist ebenfalls der Druck der Luft von unten her.

Water. Das ist wohl richtig. Die Luft drückt allerdings von unten; aber über dem Wasser im umgekehrten Glase muß doch bis zum Boden in dem vom Wasser leeren Raume, den ihr da sehet, Luft seyn. Denn das Glas war nicht eben voll, und die Luft unten zwischen dem Papiere und dem Wasser stieg allmählig hinauf. Hat nun nicht diese Luft eben die Elasticität, wie die untere, und übet sie folglich nicht einen gleichen Druck auf das Wasser? Müßte sich folglich nicht der Druck von unten und Gegenruck von oben aufheben, und das Wasser vermöge seines Gewichts, wie in freyer Luft herunter fallen?

Wilhelm. Das müßte freylich geschehen; aber der Druck von oben muß doch nicht so stark seyn?

Water. Er ist vielmehr im Vergleich mit dem untern Drucke unbedeutlich. Denn gleich Anfangs nach dem Umkehren ist zwar die Luft über dem Wasser noch in demselben Zustande der Dichtigkeit und Elasticität, wie die untere; und eben deshalb fließt, wie ihr gesehen habt, auch Anfangs immer etwas Wasser heraus, welches sich um den Rand des Glases auf dem Papiere anhäuft. Indem aber dadurch das Wasser herunter sinkt, wird der Raum über demselben etwas vergrößert, folglich die obere Luft genöthiget, sich in einem etwas größeren Raume auszudehnen, und somit wird ihre Elasticität vermindert. Von unten kann keine neue Luft eindringen, weil ihr der Zugang durch das Papier versperrt ist.

Marie. Aber schließt sich denn das Papier luftdicht an, daß gar keine Luft durchdringen kann?

Water. Das freylich nicht, aber der Zwischenraum

zwischen dem Rande des Glases und dem Papiere ist klein, und wird durch das ausgeflossene Wasser rings umher gesperrt.

Frig. Aber wie lange fließt denn Wasser aus?

Water. So lange bis die obere Luft so weit verdünnet ist, daß ihre Elasticität mit dem Gewichte des Wassers im Glase zusammen genommen, gleich ist dem Drucke der äußern Luft.

Bey dem umgekehrten Glase auf dem Teller steht man noch besser, wie sich rings um den Rand des Glases ausgeflossenes Wasser vermöge der wechselseitig anziehenden Kraft des Wassers zu dem Glase (Cohäsion) anhäuft. So lange man den Teller horizontal hält, bleibt dieses Wasser am Rande ruhig, und versperret der Luft den Zugang; hält man ihn aber schief, so fließt das Wasser ab, und an den höhern Stellen, wo der Rand des Glases von äußerem Wasser entblößt ist, dringt die Luft in Blasen in das Glas hinein. Bey jeder solchen aufgestiegenen Luftblase bemerkt man, daß Wasser aus dem Glase ausgetrieben wird, weil die Luft über dem Wasser neuen Zuwachs bekommen hat.

Das Lavant = Thal im Kärnthner Kreise.

Unter die reizendsten Gegenden der österreichischen Monarchie gehört unstreitig das liebliche Lavant = Thal. Es gleicht einem weit ausgebreiteten Obstgarten, wo alles in üppiger Fülle emporkeimt. Die krysthalle Lavant durchfließt es, und schlängelt sich durch Auen und neben kleinen düstern Kieferwäldchen fort. Gebirgsbäche bewässern reichlich dieses ziemlich bevölkerte Ländchen.

Es ist ein wahres Paradies des nördlichen hohen Inner = Oesterreichs und einzig im May, wo die zahllosen

Obstbäume noch fast ohne Laub in dichtgedrängten bunten Blüthen neben üppig grünen Wiesen prangen, und dem Auge das liebliche Bild einer zart beschleyerten Frühlings-Landschaft darstellen.

Hier sprudeln sechs vortreffliche Gesundbrunnen, welche die gütige Natur nebst so vielen andern Gaben dieser Gegend schenkte. Dieses Ländchen, welches so nahe an der Post- und Commercial-Strasse liegt, und selbst gute Straßen hat, scheint vorzüglich dazu geschaffen zu seyn, Menschen gastfreundlich aufzunehmen, welche Heilung und Gesundheit in der reinen Natur und an den mineralischen Quellen, oder Vergnügen ländlicher Ruhe und Zerstreuung suchen.

Rettung durch einen Hund.

Im December 1810 erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die stärksten Bäume brach, und die Dächer und Schornsteine der Häuser herabschläuderte.

Ein Schiff mit mehreren Menschen wurde von diesem Sturm auf dem Rheinstrome überrascht. Die Schiffer wollten Land gewinnen, sie ruderten aus allen Kräften, aber umsonst. — Die Wellen schlugen immer häufiger in das Schiff, füllten es mit Wasser, es fing zu sinken an, keine Rettung schien möglich, alles wurde von den Wellen verschlungen.

Nur eine Gärtnersfrau wurde gerettet. Sie hatte einen Karren mit Zugemüse auf dem Schiffe, an welchem ein großer und starker Hund angespannt war, der denselben gewöhnlich zu Markte führte.

Wie das Schiff zu sinken anfing, faßte die Gärtnersfrau in der größten Angst den Karren, und hielt sich daran fest. Der Hund suchte sich durch Schwimmen zu

retten, zog dabey den Karren, an welchen er angespannt war, und mit demselben die Gärtnersfrau glücklich ans Land. Man kann sich denken, wie dankbar die Gerettete gegen ihren Hund, so lang er lebte, war!

Der Knabe und der Hund,

Von einem Hund geleitet, schlich
Ein blinder Greis an seinem Stabe
Durch eine Stadt. Ein frecher Knabe,
Der unsern Gassenbuben glich,
Schnitt, um sich einen Spas zu machen,
Des Mann's Compas, den Strick entzwey.

„Flieh armes Thierchen, du bist frey,
Dein Graukopf mag sich selbst bewachen!“
Der Pommer fuhr dem kleinen Wicht
Voll edlen Grimmes an die Waden,
Und sagte: „Nein ich fliehe nicht,
Du willst mir wohlthun, um zu schaden.“

Die empfindsame Frau.

„Nie könnt' es mir mein Herz vergeben,
Hätt' ich ein Thierchen todt gemacht!“
Sprach jüngst die zarte Frau von Kracht —
„Es will ja alles gerne leben,
Zu leben ist es auch gemacht.
Nein, nein, ich tödte keine Spinne!
Vergebens gab mir nicht mein Gott
Empfindsamkeit und zarte Sinne!
Drum, Johann kommt, macht jene Spinne todt!“

Die Marchfelder-Bauern.

W o h n u n g e n .

Die Bewohner des Marchfeldes sind theils Deutsche, theils Slaven, oder wie man sie hier in Wien, wiewohl unrichtig benennt, Kroaten. Erstere kleiden sich wie die übrigen österreichischen Bauern, nur daß sie gewöhnlich die braune Farbe vorziehen, die Slaven aber gehen in ungarischer Tracht. Sie bewohnen die zwey Städtchen Groß-Enzersdorf und Marchegg, mehrere Marktstellen und viele Dörfer. Diese zwey Städte sind in Rücksicht der Wohngebäude unansehnlich, und die Dörfer bestehen größtentheils aus kleinen niedrig gebauten Häusern, welche mit jenen im so genannten Weinlande nicht zu vergleichen sind. Sie sind meistens aus ungebrannten Ziegeln erbaut, mit Stroh oder Rohr bedeckt, aber von innen und außen glänzend geweißet, und mit bunten Fresko-Gemälden geziert, wovon besonders die Slaven Liebhaber sind. Der Boden der Zimmer in den Dörfern ist selten gebölt, oder gepflastert; gewöhnlich besteht er nur aus festgestampfter Erde.

Vor dem Ausgange auf die Gasse haben die meisten Häuser kleine offene Hallen, unter denen die Wölbung des Backofens hervorsteht. Hier pflegt an Sommerabenden die ganze Familie zu seyn. Während die Kinder ihre munteren Sprünge rings herum machen, unterhält sich der Hausvater mit seiner Gattinn und dem Gesinde in traulichen Gesprächen, wobey der Slave sein Pfeifchen raucht.

In manchen Häusern findet man den Herd auf der bloßen Erde, und die Hausmutter steigt in eine daneben angebrachte Grube, um sich nicht bücken zu dürfen. Der Backtrog dient gewöhnlich auch zur Wiege. Im Felde binden sie, wo Bäume sind, das Luch, in welchem sie Gras nach Hause tragen, an den vier Enden mit den daran befestigten

Schnüren an Baumäste, und legen das kleine Kind hinein, welches der Wind, wie in einer Wiege angenehm schaukelt.

Körperbau und Eigenschaften.

Der deutsche Bauer im Marchfelde ist gewöhnlich klein, welches von der anhaltenden strengen Arbeit herrührt, welche in der frühesten Jugend anfängt, und in der Sonnenhitze auf dieser Fläche doppelt ermüdend ist. Um drey Uhr des Morgens geht er zur Arbeit aufs Feld, und erst um sieben Uhr Abends kehrt er zurück nach Hause. Er ackert viermahl seine Gründe, und übertrifft an Sorge dafür weit die übrigen Oesterreicher. Dabey steht er ihnen aber an Ausbildung des Verstandes nach, man schildert ihn als eigensinnig (die gewöhnliche Folge geringer Bildung), er hasset alle Neuerungen, weil er den Nutzen derselben nicht gleich begreifen kann, und ist nicht immer ein guter Haushälter.

Die Slaven im Marchfelde sind ein größerer und schönerer Schlag Menschen als die Deutschen, aber sie stehen ihnen an Bildung nach, und sind noch eigensinniger als diese. Dabey zeichnen sie sich aber durch Frohsinn, Munterkeit und eine wohlwollende Gastfreyheit gegen Reisende aus, welche oft im Bette des Mannes Platz nehmen müssen, während das Weib auf der Erde, und die Kinder auf den Bänken liegen müssen. Die Slaven halten viel auf bunte Gemälde, und die Vermöglicheren suchen ihre Wohnungen schöner als die Deutschen zu meubliren.

K l e i d u n g.

Sie kleiden sich auf ungarische Art, und der Anzug der Slavinnen an Sonn- und Feyertagen nimmt sich sehr gut aus. Weiße, fein ausgenähte Hemdeärmel, Hals- und Busenkrausen (eine Gattung Stickerey und durchbrochener Arbeit, die auch die ärmsten slavischen Mädchen verstehen,

und die sie selbst bey ihrem Tisch- und Bettzeuge anbringen); hohe, rothe, mit Silber besetzte Schnürbrüste; blau tuchene Röcke, mit breiten, bunten Tuch-Enden, in drey und mehreren über einander laufenden Reihen besetzt; ein glänzend weißes, flatterndes Tuch, leicht über Kopf und Nacken geworfen, geben den Slavinnen ein niedliches Aussehen und Aehnlichkeit mit den Venetianerinnen. Sie lieben die blauen, so wie die deutschen Marchfelderinnen die rothen Röcke. Die jungen slavischen Bursche in blauer ungarischer Kleidung schmücken ihre spitzighohen, schmalrandigen Hüte mit bunten Federn und künstlichen Blumen.

S p r a c h e.

Noch vor vierzig Jahren sprachen die Slaven bloß ihre slavische Sprache, und gar nicht, oder doch sehr gebrochen deutsch, und es war eine sonderbare Erscheinung, vier bis fünf Meilen von Wien, in Oesterreich in seiner deutschen Muttersprache nicht verstanden zu werden.

Kaiser Joseph der Zweyte, unermüdet für das Wohl aller seiner Unterthanen besorgt, wollte auch zur Bildung dieses Volkes beytragen und sie den Deutschen, von denen sie auch immer verachtet wurden, näher bringen. Er errichtete in jedem slavischen Dorfe deutsche Schulen, gab ihnen deutsche Seelsorger, und zwang sie so wider ihren Willen, deutsch zu lernen. Die seit diesem Zeitpuncte herangewachsenen Slaven sprechen deutsch und slavisch, aber sie ziehen die slavische Sprache, so wie die ungarische Kleidung immer vor.

Einfälle der Koruzen.

Daß die Slaven und auch die übrigen Marchfelder weniger gebildet als die übrigen Oesterreicher sind, kommt von der natürlichen Lage des Marchfeldes an den Grän-

zen Ungarns her, wo sie immer selbst noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts den Einfällen der räuberischen Koruzen ausgesetzt waren, welche diese Gegenden verwüsteten. So blieben sie lange im Zustande der Nothheit. Ohne andern Schutz mußten sie, wie auf einer tartarischen Steppe als Horde gegen Horde sich vertheidigen. Noch leben Greise, die es wissen, daß ihre Väter nur die Hälfte ihrer Grundstücke besäeten, weil sie nicht sicher waren, ob sie auf diesen ernten würden. Auch war es nicht rathsam, sich zu weit vom Orte mit dem Zugviehe zu entfernen, um nicht den streifenden Feinden in die Hände zu fallen.

Während die Bauern im Felde waren, mußten die Ortswächter auf die Thürme steigen, um, wenn sie in der Ferne den Anmarsch der Räuber gewahr wurden, ihnen durch Trompetenstöße das Zeichen zur schnellsten Rückkehr zu geben. In den Ortschaften wurden unter der Erde Löcher und Gruben, sogenannte Erdställe, gegraben, wo die Bauern ihre wenigen Habseligkeiten vor den plündernden Horden der Koruzen in Sicherheit brachten. Die Bewohner der offenen Dörfer flüchteten sich in die mit Mauern umgebenen Orte, oder sie befestigten ihre Kirchen und Kirchtürme mit Mauern, wie in Weikendorf; oder sie erbauten sich eigens große Thürme, wie in Neusiedl. Dieser Thurm, der auf einer Anhöhe außer dem Dorfe steht, und mit einem Graben umgeben ist, wurde erst durch die Schlacht am 6. Julius 1809 mehr bekannt, wo er nach den blutigsten Stürmen von den mit den Franzosen verbündeten Sachsen erobert wurde. Jetzt befindet sich auf diesem Thurme eine Windmühle, welche in dieser Gegend, wo Wassermühlen fehlen, von großem Nutzen ist.

Die Orte, welche Mauern hatten, vertheidigten sich selbst, wie die Stadt Groß-Engersdorf, und Marchegg, deren alte runde Thürme und Mauern noch Otto-

car erbauete. Diese Orte haben daher noch immer ihre eigenen Kist- und Zeughäuser.

Was sich nicht auf diese Art rettete, war verloren. Oft aber war ein blinder Lärm hinreichend, die herannahenden Horden zu verschrecken. So erzählt man noch von Deutsch-Wagram, dem Dorfe, welches der mörderischen Schlacht am 5. und 6. Julius 1809 den Namen gab, daß der bloße Schall einer Trommel einst die Plünderer verschreckte, weil sie glaubten, es lägen Soldaten im Dorfe.

Aberglauben.

Mit der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia fing die allmähliche Bildung dieses Volkes an, und schritt stufenweise weiter. Doch müssen erst die wohl eingerichteten Schulen und eifrigen Seelsorger das vollenden, was die hohe Absicht der österreichischen Staatsverwaltung schon längst war, und so nach und nach das Volk bilden, und von Vorurtheilen befreyen, woran es noch hier und da sehr hängen. So glauben z. B. die Marchfelder, daß ein Kind, das mit dem heiligen Dehle, welches der Pfarrer kurz nach dem Gründonnerstage von dem Bischöfe erhalten hat, bey der Taufe gesalbet würde, viel besser daran sey, als jedes andere.

Am Allerseelentage setzen besonders die Slaven nebst Lichtern auch Fleisch und Speisen für die Todten auf die Kirchhöfe. Sie fragen die eben Verstorbenen, was sie denn bewogen hätte zu sterben, da sie Lebensmittel und Vorräthe genug hätten, und geben ihnen Grüße an die schon früher Abgeschiedenen mit.

Die Deutschen halten viel darauf, das Kind nach dem Nahmen eines Heiligen zu taufen, dessen Fest nach dem Geburtstage fällt, sonst glauben sie, daß das Kind frühzeitig sterben würde.

Sie gehen bey Diebstählen zu Schäfern und Viehhirten, um den Dieb durch gewisse Gebethe und Formeln still stehen zu machen, oder wenigstens zu zwingen, das gestohlene Gut wieder zurück zu bringen. Ist aber der Dieb mit dem Raube über einen Fluß, so kann nach ihrer Meinung der Schäfer nichts mehr auswirken.

Steht zur Zeit des Säens Sonne und Mond zugleich am Himmel, so meinen sie, daß es Brand in die Aehren bringe.

Bauholz am Sylvester-Tage, d. i. am letzten Tage im Jahre gefällt, steht fester als jedes andere.

Mit dem ersten Graße im Frühjahre den Melkerinnen Wasser ins Gesicht sprengen, macht die Milch aufwerfen, und dergleichen Albernheiten mehr, von denen die Marchfelder nur durch einen fortdauernden gründlichen Unterricht über Ursache und Wirkung befreuet werden können.

Zum Schlusse noch etwas

von den Hochzeitgebräuchen

der Marchfelder. Zur Hochzeit werden gewöhnlich alle Anverwandte und Patzen des Bräutigams und der Braut geladen. Eine Hochzeitköchinn wird schon einige Tage zuvor oft aus dem entferntesten Orte gehohlet, und macht die Vorbereitungen zum Mahle. Die Gäste erscheinen in feyerlicher Kleidung. Jeder bringt sein Eßbesteck und seinen Stuhl mit.

G o t t e s d i e n s t.

Indessen wird die Braut von eigenen kunstverständigen Weibern gepuht, die Haare stark gepudert, mit Rosmarin durchflochten und auf dem Scheitel ein Rosmarin-Kranz befestiget. Jeder Hochzeitgast erhält einen derley Strauß.

Nun geht der Zug in die Kirche. Musikanten mit ei-

ner rauschenden Musik, oft aber auch nur mit ein Paar kreischenden Violinen und einer alten Bassgeige, eröffnen den endlangen Zug. Jeder Gast muß ja mit einem Stocke versehen seyn.

Die Braut umgeben Mädchen paarweise in stufenweiser Größe von acht bis zwanzig und mehreren Jahren, auf ähnliche Art wie sie frisiert. In der Kirche wird ein feyerliches Hochamt gehalten, nach demselben beginnt die priesterliche Einsegnung. Die Braut muß weinen, sonst halten sie es für eine üble Vorbedeutung; eine lachende Braut, eine weinende (unglückliche) Frau, sagen sie.

Dem Zuge aus der Kirche sucht der Mesner den Weg bey der Kirchenthür mit einer Schnur zu versperren. Jeder Hochzeitgast muß sich durch ein Lösegeld loskaufen, welches der Kirchendiener auf einer Tasse empfängt.

Unter Musik geht der Zug ins Hochzeitshaus zurück, von wo jeder, besonders die Bauerfrauen nach Hause gehen, um sich umzukleiden, und sich zum festlichen Mahle vorzubereiten.

Der Hochzeitshaus

ist kostspielig und überladen. Wenn man schon glauben sollte, die Mahlzeit sey geendet, so wird neuerdings mit Suppe wieder angefangen und so mit Trachten fortgefahren, als wenn man sich erst zu Tische gesetzt hätte; und dieß geschieht zwey, drey-mahl, daß man in der nähmlichen Ordnung nur mit andern Gattungen Speisen die Tafel besetzt. Daher sitzt man auch von 12 Uhr Mittags bis zum spätem Abend bey Tische.

Aber bey weitem wird nicht alles, sondern nur Suppe, Brühen und dergleichen flüssige Speisen gegessen. Alles Uebrige legt sich jeder Gast auf seinen Teller, der nie wechselt wird, zusammen. Die Weiber nehmen ihre und

ihres Mannes Portion nach Tische in ein Tuch, und tragen sie den Ibrigen nach Hause.

Die Braut sitzt gewöhnlich bey Tische in einem Winkel, hat ein Paar große Schüsseln hinter sich, in welche sie von jeder Tracht große Stücke legt, theils um für die etwa noch nachkommenden Gäste etwas aufzusparen, theils um die zu theilen, welche verhindert waren, bey dem Mahle zu erscheinen. Reis in Milch gekocht, gekochte gedörte Zwetschken, Nudeln in der Suppe, Spanferkel und Gänse dürfen bey keinem Hochzeitmahle fehlen.

Der Bräutigam und junge Bauerbursche tragen auf. Erfahrene Hausväter übernehmen das Geschäft des Zerlegens, und setzen ein großes Verdienst darein, dem Spanferkel, das jede Hochzeitafel ziert, den Kopf so mit einem Hiebe abzuhaueu, daß er einer Person, der sie es zugebracht haben, entweder ins Gesicht, oder, wenn sie artiger seyn wollen, auf den Teller springt.

Das ganze Zimmer wimmelt von Kindern. Die ganze Dorfjugend freuet sich schon zum voraus auf einen solchen Tag. Jedes Kind stellt sich hinter den Stuhl seines Vaters, Betters, Oheims, Pathen, oder seiner Base, Muhme, Pathinn, und wartet mit lüfternem Blicke, bis man ihm einen Brocken zuwirft. So geht kein Kind ungespeiset davon.

Unter dem Mahle wird eine rauschende Musik unterhalten, welche nur durch die lärmenden Späße der Gäste unterbrochen wird. Dabey unterläßt man nicht, häufige Gesundheitens auszurufen, auf die aus vollen Krügen getrunken wird, welche meistens zugedeckt sind, damit die Erbsen, die man mit vollen Händen auf einander wirft, nicht hineinfallen. Die Braut wird dabey häufig bedacht, und weiß sich vor den Würfen oft nicht zu erwehren.

Der Kinder Geschäft ist es, die Erbsen von der Erde aufzulesen. Sie geben sie ihren Anverwandten, die sie da-

für mit einem Stücke Braten oder einem Kuchen, Kräpfen u. s. w. belohnen.

Gegen das Ende der Tafel kommt ein Abgesandter der Hochzeitköchin mit einem hölzernen Teller, auf dem eine mit Rosmarin umwundene Gabel steckt, oder mit einem Schaumlöffel, in dem ein Lappen in hellen Flammen aufbrennt, und sammelt Geschenke für dieselbe.

Bald darauf erscheint ein Musikant mit einem hölzernen Teller, auf welchem ein Glas Wein umgestürzt ist. Er wendet das Glas mit dem Teller behende um, daß kein Tropfen herausfließt, trinkt auf die Gesundheit aller Gäste, und reicht den Teller mit dem Glase am Tische herum, wo jeder aus demselben trinkt, und eine Gabe für die Musikanten auf den Teller legt.

D e r T a n z .

Nach Tische wird die Braut zum ersten Tanze aufgefordert. Da sie, im Winkel sitzend, nicht leicht auf den Tanzplatz gelangen kann, so wird sie über den Tisch nach Sitte gehoben. Die übrige Zeit wird mit Tänzen, und wenn der Tanz zu sehr ermüdet hat, mit muntern Gesellschaftsspielen zugebracht.

Beym Erscheinen der Sterne am Himmel kommen die Bursche und Mädchen des Dorfes, gleichsam um Abschied von der Braut und dem Bräutigam zu nehmen, die nun ihrem Sirkel entrissen werden. Man macht Platz, daß sie eine Zeit lang allein tanzen können; und mit einem Laibe Brot und zehn Maß Wein beschenkt, verlassen sie das Hochzeithaus, von wo sie auch oft noch ein Paar Musikanten erhalten, um an einem andern Orte die Feyer des Tages länger zu genießen.

Die Braut kommt unter die Haube.

Um die Mitternachtsstunde wird durch eine Ceremonie

angedeutet, daß die Braut in den ehrwürdigen Stand der Hauswirthinn tritt. Sie setzt sich mitten im Zimmer auf einen Stuhl. Betagte Frauen, von denen eine ein von Lappen ausgestopftes Wickelkind, eine andere eine kleine Pfanne und einen Kochlöffel in den Händen hat, tanzen unter fröhlicher Musik, welche immer mehr ins Klägliche übergeht, um die Braut herum.

Während Tanz und Musik eine kleine Pause machen, wird der Braut der Kranz von einer Frau aus den Haaren gerissen, und von einer andern die Haube, das Zeichen des Frauenstandes, aufgesetzt. Um die Heftigkeit des Posireißens zu versinnlichen, gießt ihr ein Wigbold ein Glas Wasser über den Rücken, oder wenn er die Kleider schonen will, unter den Stuhl. Es läßt sich leicht vermuthen, daß bey dieser Ceremonie von der Braut und auch von den mitleidigen Frauen häufige Thränen vergossen werden.

Um die Flitterwochen anschaulich darzustellen, macht man bisweilen den Brautleuten die Ueberraschung, den blühenden Hollunder in ihren Gärten an den Bäumen selbst gleich zu backen, indem man die Blütenbüschel in eine Pfanne heißen Schmalzes taucht.

So eine Hochzeitfeyerlichkeit dauert oft drey bis vier Tage. Wenn alles im Hause aufgezehrt ist, so geht man in die Häuser der Hochzeitsgäste sammeln, und dabey wird so viel zusammen gebracht, daß man oft noch zwey bis drey Tage schmausen kann. Zur Dankbarkeit machen die vermöglichen Gäste den Brautleuten Geschenke an Haus-einrichtung, an Geflügel und an Eßwaren, welche sie die Haussteuer (Aussteuer) nennen.

Besondere Sitte bey den Slaven.

Der slavische Bräutigam muß seine Braut am Hochzeitstage einige Zeit auffuchen, denn sie wird von ihren

Verwandten sorgfältig versteckt. Hat er sie gefunden, so führt er sie im Triumphe und immer tanzend durchs Dorf. Der Brautführer hüpfet mit einem bloßen Säbel in der Hand voraus, und sucht einem lebendigen Hahne, der von einigen Burschen an einer Schnur immer hin und her gezogen wird, den Kopf abzuhauen. So bald dieses geschehen ist, ertönt ein Jubelgeschrey; denn die abergläubischen Slaven halten das geschickte Abhauen für eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand.

Der Tag wird bey den Deutschen mit Essen, Trinken und Tanzen zugebracht. Die Tänze der Slaven zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und schöne Gruppierungen aus. Einen sanderbaren Anblick gewähren

die Rathsver sammlungen

der Marchfelder, die auch in andern Gegenden auf die nämliche Art gehalten werden. Die Versammlung geschieht gewöhnlich in dem ersten Stockwerke des Gemeindegewerthshauses. Der Dorf = Markt = oder Stadtrichter und die geschwornen Gerichtsbesitzer sitzen an einem Tische, den Hut auf dem Kopfe, mit gravitätischer Miene. Rings herum stehen die Bauern mit unbedecktem Haupte.

Ist eine wichtige Angelegenheit zur Berathung vortragen, so gehen zwey Männer, die man Schlüsselherren, Gemeinverforger, Ausschuß, Gemeinplauderer, (Gemeinsprecher) nennt, im Rathssaale unter dem Volke herum, welche die Meinung des Einzelnen abfordern, und sie dem Rathe überbringen. Da nun jeder hier offenherzig sprechen darf, so entstehen manches Mal laute Widersprüche, und jene, die zu einer Meinung übergetreten sind, suchen dieselbe nachdrücklich zu vertheidigen.

Hat man sich zuletzt fast heiser geschrien, und sich endlich in den Meinungen vereinigt, so treten die Sprecher des Volks vor den Rath hin, und bitten um den

bey diesen Gelegenheiten üblichen Freytrunk. Es wird dann in der Wirthsstube auf Kosten der Gemeinde Wein, gewöhnlich für den Kopf ein halbes Maß, angewiesen; alles verfügt sich dahin, und beym vollen Krüge wird erst der vorher in der Rathsversammlung gefaßte Beschluß, nach allen Seiten zerfäset, zergliedert, beurtheilt, und gewöhnlich als nützlich anerkannt, da er wenigstens einen Freytrunk verschafft hatte.

So haben Sie, meine lieben Leser, eine kurze Ansicht des Marchfeldes. Ungemein haben die Bewohner dieses Landstriches in dem Feldzuge im Jahre 1809 gelitten. Zwey blutige Schlachten wurden um und in den Dörfern des Marchfeldes am 21. May bey Aspern, und 6. Julius desselben Jahres bey Wagram geliefert. Fast alle Dörfer in einem Umkreise von vier Stunden waren zerstört oder zu Schutthaufen abgebrannt, die Feldfrüchte vernichtet, das Vieh geraubt, die fruchtbaren Felder mit Tausenden von Leichen bedeckt, ein Anblick, der jedes gefühlvolle Herz zu Thränen bewegen mußte.

Doch Dank sey es der Vorsehung Gottes, der Krieg wurde schnell geendet. Gott gab den Früchten Gedeihen, er segnete den tiefgebeugten Marchfelder. Durch Sr. Majestät des Kaisers erhabenes Beyspiel aufgemuntert, trugen die Einwohner der ganzen großen österreichischen Monarchie, und besonders die edle Damen = Gesellschaft milde Gaben zur Unterstützung dieser unglücklichen Leute bey, die Häuser sind wieder aufgebauet, und jetzt wird man kaum mehr gewahr, daß vor siebenzehn Jahren Feinde in dieser Gegend wütheten.

Ein unzeitiger Spaß von übeln Folgen.

Ein Bauer in D. hatte die üble Gewohnheit, daß

er immer mit den Worten betheuerte: „Der Teufel soll mich hohlen, wenn das nicht wahr ist — wenn ich das nicht thue, — wenn ich das nicht gethan habe,“ u. s. w. Dabey erzählte er in der Dorfschenke oft Dinge, welche man ihm nicht wohl glauben konnte.

Der Jäger, welcher seine Grosssprecherereyen und unwahrscheinlichen Erzählungen öfters mitangehört, und ihm oft hartnäckig widersprochen hatte, wollte ihm diese üble Sitte abgewöhnen, und sagte, daß er, wie so viele seines Gleichen den Teufel citiren könnte.

So bald also der Bauer noch einmahl bey einer Unwahrheit betheuerte, daß der Teufel ihn hohlen soll, so würde er ihn rufen. Der Teufel würde gewiß erscheinen, und ihn aus dem Wirthshause mitnehmen. Der Bauer lachte über den Jäger und wiederholte seine Betheuerung noch öfters.

Des andern Tages kamen sie wieder alle im Wirthshause zusammen. Der Jäger hatte einen Schorsteinfeger beredet, daß er sich so, wie man den Teufel abzumahlen pflegt, vermummen, und ein Paar Böckshörner aufsetzen sollte. Auf ein gegebenes Zeichen sollte er in die Schenke hineinstürzen, und den Bauer packen. Der Jäger hoffte mit diesem Ausritte den Anwesenden einen wahren Spas zu machen.

Der Bauer fing wieder, wie gewöhnlich seine Erzählungen an, lag dabey in die Breite und in die Quere; und da man ihm nicht glauben wollte, schrie er: „Der Teufel soll mich hohlen, wenn das nicht wahr ist.“

Da stand der Jäger auf, machte mit seinem Hirschfänger einige Kreise in der Stube, murmelte einige unverständliche Worte, stampfte mit dem Fuße, der Schorsteinfeger stürzte bey der Thür herein, und auf den Bauer zu.

Der Bauer, der ihn für den leibhaftigen Satan hielt,

sprang auf, stürzte zu Boden, und gab vor Schrecken auf der Stelle seinen Geist auf. — Diese Geschichte hat sich erst vor dreyzehn Jahren zugetragen.

Der gefangene Trompeter.

(Eine Fabel.)

Ein dicker Mohr, mit Nahmen Peter,
Ward bey der Reiterrey Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Mit zum Gefangenen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenstoß,
Er aber rief: „Laßt mich doch los!
„Ihr wißt, daß ich nicht mitgekriegt,
„Und euch kein Leides zugefügt.
„Mein Säbel wurde nicht gezückt.
„Und mein Pistol nicht losgedrückt.
„Das Bißchen Blasen, ach allein,
„Wird ja so strafenswerth nicht seyn!“
„Warum nicht? Schurke!“ fing man an,
„Dein Blasen eben hats gethan!
„Du machtest unsern Feinden Muth,
„Und setztest sie dadurch in Wuth.
„Wer zu der That Ermuntring gibt,
„Hat selber sie mit ausgeübt.“

Der Wolf.

Dieses grimmige und besonders im Winter gefährliche Raubthier ist bekannt. Er gleichet einem großen Fleischerhunde, von dem er sich durch den dickhaarigen, stets nieder-

hangenden Schwanz, durch ein längeres und dichteres Haar am Kopfe und Halse, und einen äußerst unangenehmen Geruch unterscheidet. In der Menagerie in Schönbrunn werden meine lieben Leser dieses Thier wohl gesehen haben.

Der Wolf hält sich in düstern Wäldern und morastigen Gegenden auf. Die Wölfinn wirft in einem selbst gegrabenen und mit Moos belegtem Locher drey bis acht blinde Junge. Sie muß sie sechs bis acht Wochen vor dem Wolfe selbst bewachen, weil er sie auffressen würde. Sie nährt sie von Nepphühnern, Hasen und anderm kleinen Wilde. Sie wachsen zwey Jahre, und werden fünfzehn bis zwanzig Jahre alt.

Raubbegierde des Wolfes.

Der Wolf ist unersättlich nach Fleisch, er erwürgt Menschen und Thiere. Wenn er auf Beute ausgeht, so richtet er sich ganz genau nach der Witterung oder nach dem Geruche, den ihm der Wind von denjenigen Thieren, die er aufsucht, entgegen führt. Sein Geruch ist so fein, daß er weiß, ob ein Schaf fern oder nahe sey, ob es fliehe oder irgendwo ruhig sitze. Und nach dieser Einsicht bestimmt er seinen Gang, und schleicht entweder, um es zu erhaschen, oder läuft, um es einzuhohlen. Unterweges achtet er auf kleinere Thiere nicht, die ihm aufstoßen; er eilt dem größeren Bissen, dem Schafe, der Ziege oder dem Rehbocke nach.

Er jagt oft mit der Wölfinn oder mit mehreren Wölfen gemeinschaftlich, und da kann ihnen nichts entgehen. Greifen sie eine Herde an, so balgt sich ein Wolf mit dem Schäferhunde herum, flieht, und lockt ihn so von der Herde ab, während die andern die Schafe mit dem Rachen anfassen, und so geschwind davon laufen, daß ihnen der Schäfer, wenn er auch zu Pferde ist, nicht folgen kann.

Fressbegierde der Wolfe.

Zur Sättigung braucht ein Wolf zwey Schafe; dann kann er aber wohl auch fünf Tage hungern, wenn er nur hinreichend zu saufen hat. Er frist, wie der Hund, Gras, um seinen Magen zu reinigen. Findet er, um seinen Hunger zu stillen, kein Thier, so frist er Lehm, welcher ihm aber so viel Qual verursacht, daß er jämmerlich heult. In solcher Noth greift er Pferde, Bären, ja selbst Menschen an. Leute, welche bey strenger Kälte und hohem Schnee in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien reisen, müssen vor den Wölfen immer auf der Huth seyn. Diese Raubthiere fallen wie Pferde an, reißen sie zu Boden, und fressen sie auf. Auch die Menschen greifen sie an, und lassen sich kaum durch Feuergewehre abtreiben.

Im Winter 1825 ritt ein Arzt im Departement des Puy de Dôme in Frankreich von einem Krankenbesuche gegen Abend durch einen Wald nach Hause. In weiter Entfernung sah er einen Mann mit einem Wolfe kämpfen. Er ritt schnell vorwärts, um dem Angegriffenen zu Hülfe zu kommen. Als er den Unglücklichen erreichte, war er schon jämmerlich zerfleischt. Wie der Wolf des Reiters ansichtig wurde, ließ er seine Beute fahren, sprang dem Pferde auf das Kreuz, um es niederzureißen. Der Arzt hatte kaum Zeit, sich aus dem Sattel auf die Erde zu schwingen, als die ergrimnte Bestie auf ihn losstürzte, und ihn im Gesichte, an der Schulter und am Beine verwundete. Doch gewann er so viel Zeit seine Pistole loszumachen. Er drückte sie auf den Wolf ab, und die Kugel drang ihm durch die Brust, daß er todt zur Erde stürzte. Der Mann, den der Wolf zuerst angegriffen hatte, war so zerfleischt, daß er bald darauf an seinen Wunden starb.

Der Wolf schleicht sich zu den Schafställen, gräbt ein Loch unter die Thüren, und schleppt ein Schaf durch das-

selbe heraus. Feuer, das Klaffeln der Ketten und der Klang rauschender Instrumente jagen ihn davon. So soll ein Bierfiedler, der durch einen Wald ging, und Wölfe auf sich zukommen sah, auf seiner Bassgeige zu schnarren angefangen und sie dadurch verjagt haben.

Der Wolf scheint von Natur verzagt und dumm, er weicht oft, wenn sich das Thier zur Wehre stellt. Nur der große Hunger macht ihn tollkühn; wenn er gefangen wird, verliert er allen Muth. In Lothringen bey Nonfard fing sich im Januar 1814 eine Wölfinn in der Wolfsgrube. Der Eigenthümer derselben rief sogleich seine Nachbarn herbey. Auch Kinder lockte die Neugierde hinzu; eines derselben wollte alles genau sehen und fiel selbst in die Grube. Man kann sich die Angst der Aeltern und aller Anwesenden vorstellen, das Kind bey dieser Bestie zu sehen. Doch die Wölfinn war selbst zu viel geängstigt: sie sprang unruhig über das Kind hin und her, ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Endlich zog man das Kind vermittelst eines Strickes aus der Grube. Die Wölfinn wollte man mit einer Schlinge fangen; allein sie faßte die Stange, woran diese befestiget war, mit den Zähnen, schwang sich an derselben aus der Grube heraus und entfloß mitten durch die Schar der Herumstehenden, ohne jemanden zu verletzen.

In Ungarn, Siebenbürgen und Galizien gibt es noch viele Wölfe; in Böhmen, Mähren, Steyermark und Kärnten trifft man sehr wenige an. In Oesterreich hat man in den Waldungen auf der Herrschaft Feldsberg, und auch an der ungarischen Gränze bey Wiener-Neustadt einige getödtet; selbst in dem k. k. Thiergarten zu Lainz bey Wien ist im Jahre 1824 einer erlegt worden; so wie man auch bey strenger Kälte und hohem Schnee schon in dem Brühl Wölfe verspürt hat.

Besonders zeigen sich mehrere in den kalten Wintern und diese scheinen aus Ungarn und aus den Gebirgen Steyermarks in diese Gegenden sich zu verlaufen, so daß man

annehmen kann, daß sich in Oesterreich unter der Enns kein Wolf befindet.

Jagd auf die Wölfe.

Man macht aber allenthalben Jagd auf diese schädlichen Thiere. Man fängt sie in Fallen, Gruben und Garren, und stellt Treibjagden an.

Da das Fleisch des Wolfes von keinem andern Thiere gefressen wird, als wieder von einem Wolfe, so hat man in dieser Eigenschaft das Mittel zur Ausrottung der Wölfe gefunden. In den meisten gebirgigen und walddreichen Militär-Gränzprovinzen richteten die Wölfe unter den Herden, welche aus Mangel an Stallungen Tag und Nacht frey herumweiden, großen Schaden an. In dem einzigen Bezirke des wallachisch-illyrischen Gränzregiments wurden während des strengen Winters im Jahre 1803 bey 1600 Stück Vieh verschiedener Gattung von den Wölfen aufgeessen. Man muß also recht ernstlich bedacht seyn, diese schädlichen Thiere zu vermindern oder auszurotten, wie es in England und Irland schon längst geschehen ist.

Man wußte, daß die Tataren aus irgend einem Fleisch Würste bereiten, unter dieselben Gift mengen, diese etwas in der Luft trocknen, und dann gegen die Wölfe aussetzen. Diese fressen die Würste gern, bekommen ein übermäßiges Erbrechen und kommen bald davon um. Auch in Frankreich hatte der Wolfsjagd-Lieutenant von Bretagne getödtete Wölfe vergiftet, sie im Walde hingeworfen und alle Wölfe, die davon fraßen, gingen zu Grunde, so daß im Winter 1806 die ganze Gegend, wo diese Raubthiere sehr häufig waren, gänzlich von ihnen befreyet wurde.

Eben dieses Mittel wandte man im Jahre 1807 in den Militärgränzen an. Man nahm die Wölfe, welche man auf der Jagd getödtet hatte, machte tiefen Einschnitte in das Fleisch und bestreute diese und die Eingeweide mit

einem Gifte (Krähenaugen), welches den Hunden, wozu der Wolf gehört, auch in kleinerer Quantität tödtlich, den Schafen, Pferden und dem Rindviehe, wenn sie auch eine größere Portion davon nehmen, wo nicht unschädlich, doch wenigstens nicht lebensgefährlich ist. Die vergifteten Wölfe wurden an einem abgelegenen Orte, wo man die Wölfe am meisten bemerkt hatte, an einem Baume, oder an einem aus altem Holze gefertigten Galgen etwas erhaben von der Erde mit gedrehten Weiden aufgehängt, damit der Wolf durch das Springen nach der Beute desto heißhungriger würde. Der Geruch des frischen Holzes oder eines Strickes zum Aufhängen würde den Wolf verschreckt haben. An allen Zugängen zu einem solchen Orte, wo vergiftete Wölfe aufgehängt waren, wurden Tafeln aufgestellt, wodurch jedermann gewarnt wurde, diesen Ort zu betreten, oder sein Vieh dahin zu treiben. Auf diese Art kamen in kurzer Zeit achtzehn Wölfe, welche von dem vergifteten Aase gefressen hatten, um. So viele hat man wenigstens todt gefunden. Auch hat ein Bauer, Michael Loman aus Bodos im Regimentsbezirke des zweyten Szekler-Infanterieregiments einen Wolf, der vermuthlich von dem vergifteten Fleische gefressen hatte, und ganz kraftlos im Walde herumlied, todt geschlagen. Viele mögen umgekommen seyn, ohne daß man sie in den weitläufigen Wäldern fand. Da mit diesem Versuche alle Winter fortgeföhren wird, so kann man hoffen, daß sich bald die Zahl dieser Raubthiere sehr vermindern wird, besonders, wenn man auch in Galizien, Siebenbürgen und in ganz Ungarn zu ihrer Ausrottung ähnliche Mittel ergreift.

Wütende Wölfe.

Merkwürdig ist es, daß die Wölfe auch der Wuth unterworfen sind. In der Nacht vom 22. December 1810 wurden zu Neudorf im Deutsch-Banatischen Regiments-

bezirke, 14 Männer, 5 Pferde, 8 Rinder und 3 Schweine von einem wüthenden Wolfe gebissen, der aber zum Glücke erlegt wurde. Ungeachtet aller ärztlichen Hülfe starben 7 Männer, 4 Pferde, 6 Rinder und 1 Schwein vierzehn Tage darauf in den heftigsten Anfällen der Wuth. Die übrigen wurden gerettet. Erst vor Kurzem ereignete sich wieder im Banate und auch in Frankreich ein ähnlicher Unglücksfall, daß mehrere Personen von einem wüthenden Wolfe gebissen wurden, und elend in den Ausbrüchen der Wuth starben.

Vor einigen Jahren wurde bey dem Dorfe Weidenbach unweit Kronstadt in Siebenbürgen ein Hirt auf dem Felde von einem wüthenden Wolfe gebissen. Um sich vor der Wuth zu bewahren, lösete er Sauerteig im Wasser auf, und trank häufig davon. Zwar heilte der Biß und die Wuth brach sogleich nicht aus. Ein Jahr später und zwar am nähmlichen Tage weidete der Hirt seine Schafe wieder an dem Orte, wo er von dem Wolfe gebissen worden war, und zeigte seinen Kameraden die Stelle, wo der Wolf ihn angefallen habe. Diese gräßliche Rück Erinnerung wirkte auf den Hirten so sehr, daß das schreckliche Wuthgift, welches schon ein Jahr lang in ihm verborgen lag, in die gräßlichste Wuth ausbrach, so daß der Arme zu rasen anfing und elend sein Leben endete.

Von diesem so schädlichen Thiere braucht man nichts als den Balg zu Pferddecken, Wildschuren und andern wärmenden Kleidern. Die Wolfszähne werden an Stielen befestiget, und von Goldschmieden, Kupferstechern, Vergoldern und Buchbindern zum Glätten gebraucht. Auch faßt man sie in Silber, und gibt sie kleinen Kindern, wenn sie zähnen, um ihr Zahnfleisch daran zu reiben, damit die Zähne leichter durchbrechen können.

Kinderwunsch an die Mutter.

Nur das Beste
Heut am Feste
Wünschen Ihre Kleinen
Mutter Ihnen!
Sie verdienen,
Daß wir Wonne weinen.

Freude möge
Ihre Wege
Rosenfarb beziehen;
Kummer, Plage,
Trübe Tage
Sollen stets sie fliehen.

Sanfter Schlummer
Ohne Kummer
Stärke Ihre Glieder;
Jeder Morgen,
Frey von Sorgen
Schenke Sie uns wieder.

Froher Himmel
Im Gewimmel
Vieler edler Sprossen
Mög' ihr Leben
Froh erheben
Das Sie hier genossen.

Ihren Willen
Zu erfüllen
Und Sie nie zu kränken,
Nie betrüben,
Innig lieben,
Will ich nur gedenken.

Die Schnee = Lawinen.

Wirft man auf ein schroffes Dach, welches mit Schnee bedeckt ist, einen Schneeball, und er rollt herab, so wird er, je weiter er kommt, immer größer, indem sich immer mehr Schnee an ihn anhängt, und er fällt als ein großer Klumpen auf die Erde.

So was Aehnliches geschieht auf hohen, mit Schnee bedeckten Bergen. Trennt sich von dem Rande eines Felsens oder einer Kluft eine Schneescholle, so wird sie über die Schneeberge herabgetrieben, und vergrößert immer mehr den Umfang und das Gewicht, je tiefer sie hinabsinkt, und wird dann zu einer unbezwingbaren Schneemasse. Alles, was ihr im Wege ist, wird durch ihre beschleunigte Schwerkraft weggeschläudert, welche in dem Verhältniß zunimmt, in welchem die Scholle von einer größeren oder minderen Höhe herabrollt. So wie ein kleiner Funken allmählig ein heftiges Feuer hervorbringen kann, welches die ganze Habe des Landmannes einäschert; so vermag auch oft ein solcher Schneeball sich endlich so sehr zu vergrößern, wie er vom Hochgebirge von Stufe zu Stufe bis ins Thal herabfällt, daß er große Bäume entwurzelt, Scheuern umwirft, Häuser und alles, was seinem Laufe in Wege ist, niederschlägt und in tiefen Schnee begräbt.

Was bewirkt den Sturz einer Lawine?

Eine starke Erschütterung der Luft, ein reißender Wind von einigen Minuten, kann oft die erste Veranlassung zu dieser schauervollen Begebenheit werden, welche sich in der Schweiz und in Tyrol oft, aber auch in unserer Steyermark und in Kärnthen ereignet. Darum wendet man in solchen Gebirgsländern so viele Behuth-

samkeit an, um die entfernte Luft nicht in die mindeste Bewegung zu bringen, man wagt es kaum auf der Straße laut zu schreyen, man verstopft sogar die Glocken und Schellen der Saumrosse, um nur nicht durch den Schall die Luft zu erschüttern; denn ein kleiner Vogel, der unvorsichtig sich auf einen über eine Kluft oder Felsen hängenden Schneebogen lagert, ist oft im Stande, der schwankenden Schneemasse die erste Bewegung zu geben, und bedeutende Unfälle vorzubereiten.

Reisende, welche mit Gewehren versehen sind, pflegen, wenn solche gefährliche Gegenden der Fahrstraße nahe liegen, eine Pistole abzufeuern, und erst dann, wenn sich durch die heftige Erschütterung kein Schneebogen losgemacht hat, ihren Weg, wiewohl nicht ohne alle Besorgniß, weiter fortzusetzen.

Oft trennen sich große, weit vorhängende Schnee- und Eismassen, welche der Wind auf den höchsten Gebirgen zusammen getragen, und verschiedentlich geformt hat, schnell von einander. Eine solche Schnee-Lawine ist durch die viel schnellere Lostrennung der großen vorhängenden Eismassen und durch die schnelle Ablösung der Ränder der Schneebank noch weit gefährlicher. Ihr Bersten und Sturz macht einen Lärm, wie der Donner einer Kanone. Diese Masse stürzt gleichsam in einem Bogen mit einem Mahle hinab, und kleine Hügel, ja selbst hervorragende Felsen sind nicht sicher, durch den Stoß des schweren Anfalles zerstört zu werden. Alles, was im Wege ist, wird zu Grunde gerichtet. Häufige Unglücksfälle sind in Tirol, Steyermark und Kärnthen dadurch geschehen.

1. Lawine in Vorderberg.

So wurden zur Osterzeit im Jahre 1793 drey Bergknappen, als sie von ihrer Arbeit aus dem Erzberge nach Vorderberg zurückgehen wollten, durch eine Schnee-

lehne, welche von dem kahlen Gipfel des Berges Reichenste in über eine mehrere hundert Schritt lange und breite Wiese herabrollte, auf den sogenannten Erzweg hinabgeworfen, und unter dem Schnee, der auf sie herabstürzte, begraben. Einen der Unglücklichen, welchen die Gewalt der Lehne noch weiter als seine Gefährten geschländert hatte, fand man erst nach einigen Wochen, als der Schnee schmelzte.

2. Lawine in Kärnthen.

Den 26. März 1797 brach in der Gegend bey Bleyberg in Ober-Kärnthen eine fürchterliche Schneelehne an den Gebirgshöhen der Willacher-Alpe im so genannten Nötschlböhrner und verschüttete zwey Mahlmühlen. Die untere Mühle war zum Glücke ganz menschenleer; aber in der oberen befanden sich acht Personen.

Die Bergleute gruben mit vieler Mühe drey Gänge durch den Schnee, und erst nach 22 Stunden gelangten sie durch dieselben bis zur Mühle; denn an einigen Orten erreichte der Schnee die Höhe von acht Klaster. Wie groß war die Freude dieser arbeitsamen Leute, als sie das Rufen der Verschütteten hörten, und aus der Mühle, wie aus einer kleinen Arche acht Menschen, eine Kuh, ein Lamm und fünf Hühner wohlbehalten heraustreten sahen! Nur ein einziger Knabe fand unter der schnell herabstürzenden Schneelehne sein Grab, und konnte nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden.

3. Lawine in Savoyen.

An einem der letzten October-Tage des Jahres 1809 kehrte ein Mann, Namens Walter von Chaumont in Savoyen in sein an einem Felsen in einer Bergschlucht gelegenes Haus zurück. Es war ein tiefer Schnee gefallen, und frohes Muthes kletterte er einen Felsen hinan,

von dem er seine noch eine halbe Stunde entfernte Hütte sehen konnte. Doch wie erschrak der gute Mann, als er an dem Plage, wo seine Hütte stand, nur eine ungeheure Schneemasse erblickte, unter welcher sein Haus mit seiner Frau und seinem Kinde begraben war. In dem ersten Schrecken wußte er sich nicht zu rathen und zu helfen, und er stand wie versteinert da. Doch bald kam er zur Besinnung; er kehrte schnell in das nächste Dorf zurück, und forderte mit Bitten und Flehen die Bewohner desselben auf, seiner Gattinn und seinem geliebten Kinde zu Hülfe zu kommen. Diese ergriffen Spaten, Hacken und Pfähle und eilten an den Ort der Gefahr hin. Sie fingen an das schreckliche Schnee- und Eisgebirge, welches das Haus bedeckte, zu durchgraben. Aber sie hatten eine langwierige und beschwerliche Arbeit unternommen. Erst am dritten Tage befanden sie sich in der Nähe des Hauses. Walter war zuerst so glücklich, den Schorstein unter dem Schnee zu entdecken. Nun wurde mit desto größerem Eifer gearbeitet, um Eis und Schnee vollends hinwegzuräumen und endlich gelangte man zur Thür. Welche Freude für Walter! Frau und Kind waren noch am Leben. Ein Felsen, der über das Haus hervorragte, hatte sein Haus gegen den Stoß der Lavine geschützt, daß es nicht eingedrückt wurde. Eine Ziege, die sich neben der Stube befand, hatte die Frau und das Kind mit ihrer Milch genährt.

Wer kann die entzückende Freude dieser kleinen Familie beschreiben, als sie sich gegen alle Hoffnung und Erwartung wieder besammen fand.

4. Lavine in der Schweiz.

Am 19. Februar 1812 brach eine ungeheure Lavine von der Alpe über Hohentrins in Graubünden los; sie verheerte Waldungen, die sie wie mit der Sense wemähete, und theilte sich dann in zwey Stöße, wovon

der eine glücklicher Weise in eine Schlucht stürzte; der andere aber große Holzlager, zwey Hütten und zwölf Ställe mit allem Futter mit sich fortriß, und sich auf eine Büschenschußweite vom Dorfe gleich einer Mauer hinstellte. Glücklicher Weise waren Hütten und Ställe von Menschen leer.

In demselben Monate richteten die Lawinen an mehreren Orten in der Schweiz fürchterliche Verheerungen an. Eine solche Schneelehne hatte sich bey S l a g, über eine halbe Stunde breit, losgerissen, und wälzte achtzig Ställe, die an dem Gebirge zerstreut lagen, mit Heu und 250 Stück Vieh aller Gattung mit sich fort, und zertrümmerte, nur wenige Steinwürfe vom Orte entfernt, eine Mahl- und Sägemühle und drey Häuser. Nur durch schnelle Hülfe konnten die Bewohner derselben gerettet werden. Sie mußten mit vieler Mühe aus dem Schnee gegraben werden.

Auch zu V r i n s wurden zwey Männer von einer Lavine verschüttet, aber durch fortgesetztes Nachgraben glücklich gerettet. Zu S t. A n t o n i e n hat ein Mann sammt sieben Stück Vieh den Tod unter einer Lavine gefunden. Zwey Ställe zertrümmerte sie da vom Wohnhause weg, und tiefer unten begrub sie noch einen Mann mit zwey Kühen, der aber gerettet wurde.

In der Nacht vom 15. März desselben Jahres wurde durch eine Schneelehne ein Haus unweit V r i n s so sanft über den zugefrorenen Fluß geschoben, daß die Bewohner desselben, ein Vater mit sieben Kindern, erst am folgenden Morgen die wunderbare Versetzung bemerkt haben, ohne daß sie den geringsten Schaden erlitten hätten, nur daß sie ihr hölzernes Haus abbrechen und an seine vorige Stelle übersetzen mußten. Verwundernd und mit Dank gegen Gott erfüllt haben sie ausgerufen: „Wenn wir schlafen, so wachet Gott über uns!“

I. Bändchen.

o

Am Abende zuvor, als die Schneelehne bey Wrin's los brach, wendete ein Knabe alles an, um den Vater abzuhalten, daß er nicht mit ihm und seinen zwey Geschwistern nach dem weit entlegenen Stalle am Abhange des Berges ginge, welches sie sonst alle Abende thaten. Der Vater gab den Bitten des Sohnes, wie wohl ungern nach, und blieb mit den Seinigen zurück. Tags darauf fand man den Stall mit dem Vieh weggeschländert und unter dem Schnee verschüttet. War das Zurückbleiben des Vaters ein Ungefahr? — Nein, die göttliche Vorsehung bewahrt uns oft wunderbar vor Gefahr und Schaden.

Scharfer Sinn des Esels.

Der Pfarrer von Heiligenblut in Kärnthen ritt vor einigen Jahren im Frühlinge, zu welcher Zeit nicht selten Schnee-Lawinen durch das Thauwetter sich ablösen und einstürzen, von Döllach Nachts um 10 Uhr auf dem Bergwege nach Hause. Ihm folgte sein Knecht auf einem Esel. Um auf dem glatten, halb aufgethauten Wege sicherer zu reiten, wechselte er mit seinem Diener, und ließ diesen vorausgehen.

Zwischen den Wasserfällen des Flusses Möll und dem Jungfernsprung blieb der Esel auf einmahl stehen, sah aufwärts auf die Felsenwand, drehte die Ohren hin, schnaubte und zitterte am ganzen Leibe, und that mit einem Mahle ein Paar ungewöhnliche große Sätze, daß der Pfarrer bald vom Esel gefallen wäre.

In demselben Augenblicke fiel hinter ihm eine Schneelehne herab, welche, wenn der Esel ihren Sturz nicht geahnet, und den ungeheuren Sprung gethan hätte, den Pfarrer, wenn nicht erschlagen, doch lebendig begraben hätte.

Diese Thatsache ist ein neuer Beweis für die Schärfe der Sinne des Esels, welche schon uralte Schriftsteller gerühmt haben. Sie lehrt uns eine neue sehr nützliche Eigenschaft an diesem so allgemein verachteten Thiere kennen, welche besonders den Bergbewohnern, die dem Einsturze der Schneelehnen ausgesetzt sind, dieses Thier, das noch obendrein leicht zu nähren und zu erhalten ist, viel schätzenswerther machen wird.

Eine andere Anekdote.

Nachfolgende Geschichte, wiewohl sie schon alt ist, beweiset, was für ein Wetterprophet der Esel sey.

Ludwig der Eilfte König von Frankreich, wollte eines Morgens auf die Jagd gehen, und fragte seinen Astrologen (Sterndeuter), den er am Hofe hielt, ob er sich wohl auf schönes Wetter verlassen dürfte. Dieser sagte, es sey nichts zu fürchten.

Der König zog also mit seinem Jagdgesolge aus, und begegnete am Rande des Waldes einen Kohlenbrenner, der einen Esel mit Kohlen beladen vor sich her trieb. Der Köhler grüßte den König ehrerbietig, schüttelte aber den Kopf, und machte Mienen, die große Besorgnisse verriethen.

Der König bemerkte seine Unruhe, und fragte, was ihm fehle! „Euer Majestät,“ sagte da der Köhler, „wenn Sie klug sind, so kehren Sie gleich wieder nach Hause zurück; denn es wird bald ein schweres Gewitter und ein schrecklicher Platzregen kommen, die fürchterlich im Walde haufen werden.“

Der König achtete nicht auf die Rede des armen und geringen Mannes, und setzte seinen Weg weiter in den Wald fort.

Aber kaum fing die Jagd an, so wurde die Prophezeiung des Köhlers erfüllt. Der Himmel verfinsterte sich, Sturmwinde fingen zu brausen an, Blitz und Donner

wechselten fürchterlich ab, und ein solcher Hagelregen fiel nieder, daß im Augenblicke alle Gräben mit Wasser angefüllt wurden.

Das ganze Jagdgefolge gerieth in große Bestürzung und in Unordnung; der eine sprengte dahin, der andere dorthin hinaus, jeder suchte sich zu retten, wie er konnte, um ein Obdach zu erreichen. Bald sah sich der König von allen verlassen, und hätte ihm sein gutes Pferd, welches breite Gräben übersezte, nicht fortgeholsen, er wäre in die größte Gefahr gekommen.

Der König erinnerte sich nun wohl an des Köhlers Rede, und ließ ihn des andern Tages zu sich rufen.

„Sage mir,“ redete ihn der König an, „wer hat dich die Kunst gelehrt, die Witterung vorherzusagen, in welcher sich gestern mein gelehrter Astrologe so sehr geirret hat?“

„Sire!“ sagte der Köhler, „nicht ich kenne das Wetter, aber ich habe einen Wetterpropheten zu Hause der mich noch nie getäuscht hat.“

„Und wer ist dieser?“ erwiderte der König.

„Gnade! Eure Majestät,“ versetzte der Bauer, „es ist mein Esel, den Sie gestern mit mir nach der Stadt wandern sahen. Dieser zeigt mir den kommenden Regen zum voraus an. Wittert er nämlich eine Veränderung des Wetters, so streckt er seine lange Ohren vor sich hin, geht gemachsammer und langsamer, als er sonst zu thun pflegt, läuft hinan an die Mauern, und reibt sich an denselben. An diesem Zeichen habe ich auch das gestrige Ungewitter verspürt, und Eure königliche Majestät gewarnet, nicht hinaus auf die Jagd zu ziehen.“

Der König verwunderte sich über diese Rede des Köhlers, beschenkte ihn, und man sagte, daß er ihm sogar einen Jahrsgehalt auf bessere Pflege des Esels ausgesetzt, und seine Wetterdeutungen oft benützt habe.

Gallerie menschenfreundlicher Handlungen biederer Bewohner des österreichischen Kai- serstaates.

Keinem Volke stehen die Bewohner des österreichischen Kaiserstaates an Wohlthätigkeit nach, ja man darf behaupten, daß sie von keinem übertroffen werden. Nicht alle menschenfreundlichen Handlungen werden bekannt. Viele Tausende wirken im Stillen und unbekannt Gutes, lindern die Noth und das Elend ihrer Mitmenschen, und finden darin ihr süßestes Vergnügen. Doch können nicht Alle ihre schönen Thaten verbergen. Sie leuchten hervor, und rufen andere zur Nachahmung auf.

Euch, guten Söhne und Töchtern Oesterrichs, will ich einige aufführen. Lernet daraus edle Menschen, und in ihnen unser gemeinsames Vaterland, das solche Menschenfreunde erzogen und gebildet hat, schätzen; tretet in ihre Fußstapfen. Schon jetzt könnet ihr mit eurem kleinen Vermögen wohlthätig seyn, und auch eure Aeltern und Verwandte auf Unglückliche, die unbemerkt schmachten, aufmerksam machen. Bildet euer Herz in der Jugend zur Wohlthätigkeit, so werdet ihr, wenn ihr einst erwachsen seyn werdet, Tröster der Unglücklichen, Väter der Armen seyn, so wird euer Leben, wie die wohlthätige Sonne, weit herum Segen durch Wohlthun verbreiten.

Das erhabene Beyspiel unsers gnädigsten Monarchen, Seiner Majestät des Kaisers, seiner erlauchten Gemahlinn, Seiner Majestät der Kaiserinn und des ganzen Kaiserhauses steht auch in der Wohlthätigkeit oben an. Allerhöchst Dieselben suchen das Unglück, welches die Untertthanen durch Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Wetter- und Kriegs = Schaden u. d. gl. trifft, durch ansehnliche kaiserliche Gaben zu lindern. Es werden keine Sammlun-

gen für Verunglückte und zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet, es wird kein frohes Ereigniß in der Kaiserstadt gefeyert, wo nicht milde Gaben den Armen aus der Hand unsers gnädigen Monarchen zufließen. Wie oft sind die Armen im strengen Winter durch kaiserliche Wohlthätigkeit mit Brennholz und Lebensmitteln unterstützt worden? Wie viele verarmte Familien werden unbemerkt vom Hofe ernährt? Wie viele verschämte Arme mit Almosen versehen? Wer weiß nicht, daß ein eigener Almosenauspender täglich so vielen Armen die Wohlthaten Ihrer kaiserlichen Majestäten austheilet?

Verehren wir mit Ehrfurcht in unserm Landesvater auch den Vater, in unserer Landesmutter auch die Mutter der Armen und Bedrängten.

Haben nicht auch alle erlauchten Söhne und Töchter unsers hochverehrten Monarchen die Herzensgüte, und den immer regen Gang zum Wohlthun von ihren hochgepriesenen Aeltern, haben nicht alle Prinzen unsers verehrten Kaiserhauses Mitleid gegen fremde Noth und Wohlthätigkeit gegen Hülfbedürftige von Ihren Höchstseltigen Ahnen ererbt? Jeden Tag bezeichnen neue Wohlthaten, die reichlich den Armen aus ihrer Hand zufließen, die Mildthätigkeit des erhabenen Monarchen nachahmend, vermehrt sich die Zahl der Gaben ins unendliche. Hohe Bescheidenheit erhebt den Werth dieser Gutthaten, im Stillen werden sie gespendet, Thränen des Dankes fließen im Verborgenen, und segnen die wohlthätigen Hände. Wer erinnert sich nicht mit Liebe und Dankbarkeit an Seine königliche Hoheit, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, an den durch seine Tugend und besonders durch seine Mildthätigkeit erhabenen Greise? welchen uns der Tod am 10. Februar 1822 entrissen hat. Im Geben und Wohlthun unermüdet, wurde die Zahl seiner Wohlthaten mit jedem Tage vermehrt. Durch den Willen seiner verewigten Gemahlinn,

der Erzherzogin Christina, deren Nahmen nur mit Ehrfurcht ausgesprochen wird, entstanden jene kostspieligen Wasserleitungen in den hochgelegenen Vorstädten Wiens, welche die Bewohner derselben reichlich mit Wasser versehen, da sie noch vor mehreren Jahren großen Mangel daran litten.

Wo ist eine wohlthätige Anstalt, zu welcher nicht dieser erhabene Prinz eine ansehnliche Gabe beytrug? Hat nicht das Blinden Institut als es kaum errichtet war, 50000 Gulden aus seiner wohlthätigen Hand erhalten, um mehrere unglückliche Blinde aufnehmen zu können! Werden nicht drey Taubstumme im Taubstummen-Institute auf Stiftplätzen, die er für immerwährende Zeit durch ein ansehnliches Capital gegründet hat, versorgt und unterrichtet, daß sie zufriedene, arbeitsame und der menschlichen Gesellschaft nützliche Menschen werden können? Hat Hochderselbe nicht 12000 Gulden zum Baue des Krankenhauses in Ofen geschenkt? Wann hat sich je ein Unglücklicher, ein Waise, eine verlassene Witwe an Denselben gewendet, ohne Trost und Unterstützung bey Ihm zu finden? Die allgemeine Trauer bey dem Hinscheiden des erhabenen königlichen Wohlthäters gab erst die große Zahl der Wohlthaten kund, die er im Stillen gespendet hat. Thränen des Danks, Thränen der Unglücklichen, die ihren gemeinschaftlichen Vater verloren, werden noch lange sein Grab bezeichnen!

Wie die erlauchten Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses, so ahmt auch der hohe Adel das Beyspiel des erhabenen Monarchen in Minderung des Glends und der Noth nach. Von der Vorsehung mit Vermögen und Gütern reichlich versehen, sucht er die Armen zu trösten und die Leiden der Hülfbedürftigen zu lindern. Wer kennt nicht den schönen Verein der großen Damen = Ge-

gesellschaft, an deren Spitze die allgemein verehrte Gräfinn Schönborn steht? Zum Wohlthun haben sich die ersten Damen unsers lieben Oesterreichs vereinigt, Unglücklichen beizustehen, Noth und Elend zu mindern: das Gute und Nützliche zu befördern ist ihr Zweck. Ihre Wohlthätigkeit hat sich im ganzen Lande verbreitet, und dieses edle Unternehmen weitläufiger darzustellen, wird in einigen der folgenden Blätter mein ernstes Bestreben seyn. Nach dem Beispiele dieser Damen-Gesellschaft haben sich Vereine in allen Hauptstädten der Monarchie gebildet, die noch bis jetzt ungemein viel Gutes bewirken.

Dieser Sinn für Wohlthätigkeit war von alten Zeiten her in allen Ständen Oesterreichs rege, und hat sich in unserem Zeitalter, wo sich leider Vieles verschlimmert hat, besonders thätig bewiesen. Viele Denkmähler des wohlthätigen Sinnes unserer Vorfahren verbreiten noch jetzt viel Segen und Gutes. Das von unsern Vorfahren gegründete, und mit beträchtlichen Einkünften versehene Bürgerhospital versorgt durch Alter geschwächte, verarmte und gebrechliche Bürger und Bürgerinnen und deren Kinder. Durch die von dem Magistrate der Residenz-Stadt Wien und den Vorstehern des Bürgerhospital's an den höchsten Festtagen angeregte Wohlthätigkeit fließen demselben jährlich reichliche Gaben zu, die unter die alten und verarmten Bürger in täglichen Zulagen vertheilt werden.

Nach dem Muster dieser wohlthätigen Anstalt sind in allen Hauptstädten, in allen Städten, fast in allen Märkten, und in vielen Dörfern durch die Wohlthätigkeit unserer Vorfahren Versorgungsanstalten für alte und gebrechliche Leute gestiftet worden, welche noch immer Geschenke und Vermächtnisse erhalten.

Das Waisenhaus in Wien ist in dem vorigen Jahrhunderte durch Menschenfreunde gegründet worden,

und versorget an 4000 älternlose Kinder in und außer dem Hause. Noch jetzt erhält diese fromme Stiftung Beyträge und Vermächtnisse, und Kinderfreunde suchen die Waisen durch Geschenke an Prüfungstagen, bey patriotischen Festen, und feyerlichen Gelegenheiten zu erfreuen, zum Fleiße und zu guten Sitten zu ermuntern. Jede Hauptstadt der Monarchie hat eine Waisen-Versorgungsanstalt, welche durch die Wohlthätigkeit unserer Vorfahren geschaffen worden ist, und durch den milden Sinn der Zeitgenossen unterstützt und erhalten wird.

Arme Leute, welche sich noch etwas erwerben können, erhalten Gaben aus dem Armen-Institute, und werden von Menschenfreunden im Winter mit Brennholz unterstützt. Diese Armenversorgung, durch Kaiser Joseph II. errichtet, erhält sich nur durch wohlthätige Gaben; sie ist durch die ganze Monarchie verbreitet, unterstützt wohl gegen eine halbe Million Arme, und verhütet das Straßenbetteln, wodurch oft Taugenichtse das Mitleid guter Menschen in Anspruch nehmen. Erwerbslose Menschen finden in der durch Menschenfreunde errichteten freiwilligen Arbeitsanstalt in Wien, Wohnung, Liegerstätte und Erwerb.

Ganz gebrechliche und durch Alter zur Arbeit unfähige Leute werden in die Versorgungshäuser und Grundspitäler aufgenommen, welche wieder durch fromme Stiftungen und Geschenke der Vorfahren mehrentheils errichtet worden sind, und von den Zeitgenossen unterstützt werden.

Die Kranken finden ärztliche Hilfe und Pflege in dem allgemeinen Krankenhause, in den beyden Anstalten für kranke Kinder, bey den barmherzigen Brüdern und den Elisabethinerinnen und in dem Judenspitale. Alle diese Anstalten zeugen von dem

wohlthätigen Sinne der Vorfahren und der Zeitgenossen, dem sie mehrentheils ihre Entstehung danken.

Arme Kinder sind durch Stiftungen reichlich bedacht, damit sie Unterricht erhalten, und zu guten Sitten gebildet werden. So hat Herr v. Zoller eine eigene Hauptschule in Wien auf dem Neubaue gestiftet, in der Leopoldstadt erhielt die Schule das Schreyer'sche Stiftungshaus als Vermächtniß. Für viele Studierende ist von Menschenfreunden durch Hand-Stipendien gesorgt.

Das Taubstummen - Institut hat reichliche Gaben durch Wohlthäter erhalten. Das Blinden - Institut erhält sich größtentheils durch reiche Vermächtnisse und Gaben der Menschenfreunde. In unserm Zeitalter hat sich durch Wohlthätigkeit ein Fond zur Unterstützung der Witwen und Waisen der Landwehrmänner und zur Versorgung der Invaliden gebildet, welche im Befreyungskriege für das Vaterland geblutet haben.

Jede feyerliche Gelegenheit und jede Veranlassung wird benützt, um Gaben auf den Altar der Wohlthätigkeit zu legen. Wenn Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle eintreten, so erkennt jeder in dem Verunglückten seinen Bruder, und eilet ihm zu helfen. In größter Entfernung werden Sammlungen veranstaltet, und Menschenfreunde machen es sich zur Pflicht zur thätigen Unterstützung der Verunglückten ihre Mitbrüder aufzumuntern.

Dieser immer rege Wohlthätigkeitsfönn ist im östereichischen Kaiserstaate einheimisch, und hat sich durch alle Provinzen verbreitet.

Besonders aber hat sich von je her in Errichtung wohlthätiger Anstalten und Verbreitung der Menschenliebe Böhmens Hauptstadt Prag ausgezeichnet, deren Einwohner immer an Geistesbildung und an Beförderung des Guten und Nützlichen vorleuchten.

Durch die vereinte Wohlthätigkeit des hohen Adels und der reichen Einwohner, sind dort eine große Anzahl Humanitäts-Anstalten gegründet worden, zu welchen immer auch der Unbemittelte willig seine Gabe beytrug.

Getrost kann jeder Mitbürger des österreichischen Kaiserstaates seyn, wenn unvorhergesehenes Unglück ihn unverschuldet trifft. Millionen Herzen sind dem Mitleiden offen, Millionen Hände sind zum Geben bereit. Unser Mitbürger ist unglücklich, sagt der biedere Oesterreicher, wir müssen ihn unterstützen. Hier kennt man keinen Unterschied des Standes, des Alters, der Religion, der Provinz, in der er geboren ist, — jeder bezeigt sich als sein Nächster.

Die Wohlthätigkeit auf dem Balle.

Der Cardinal Belloy, Bischof von Marseille und nachmaliger Erzbischof von Paris in Frankreich, der erst vor kurzem in einem ehrenvollen Greisenalter starb, war ein eifriger Diener der Kirche, und ein Vater der Armen. Die Zeit, welche ihm seine bischöflichen Amtsgeschäfte und der Dienst Gottes übrig ließen, wendete er nur an, Unglückliche zu trösten, und ihnen wohlzuthun. Er war allgemein geliebt und geachtet, denn er schien nur das Bild des ewig gütigen Gottes hier auf Erden zu bezeichnen.

Ein wohlthätiges Fräulein.

Oftmahls hatte dieser würdige Prälat die sechzehnjährige Tochter des Commandanten von Marseille, *Elmina*, bemerkt, wie sie sich in die Wohnungen der Armen einschlich, und Wohlthaten in ihres Vaters Nahmen vertheilte. Herr von Belloy empfing daher mit einem besondern Vergnügen die edle Tochter bey einem großen Gast-

mahle, welches er jährlich den vornehmsten Personen der Stadt zu geben pflegte.

Während die Gäste vor Tische sich mit allerley Gesprächen unterhielten, stand Elmina an einem Fenster, und sah auf dem Plage vor dem Pallaste einige arme Kranke, und unter diesen eine junge Frau, abgezehrt und todtenbläß, von zwey kleinen Kindern umgeben, und mit einem dritten in den Armen, das sie an der Brust säugete. Die Blässe ihres Gesichtes, der matte Gang, die traurigen, von Thränen triefenden Augen zeigten, daß sie vielleicht den ganzen Tag nichts gegessen habe, und daß ihr Kind, welches die Thränen benetzte, an ihrer Brust nicht die nöthige Nahrung finden konnte.

Elmina speiset die Hungrigen.

Elmina wurde durch diesen Anblick im Innersten gerührt, und sie würde gleich geeilet seyn, die Unglückliche zu trösten, wenn der Haushofmeister die Gäste nicht eben zu Tische gerufen hätte.

Während der Mahlzeit nahm Elmina alles mit großer Begierde an, was ihr angebothen wurde, und gab es größten Theils mit bedeutenden Blicken dem Bedienten, der immer hinter ihrem Stuhle stehen blieb. Dieser entfernte sich dann sogleich, und kam wieder herein, um aus den Händen des Mädchens abermahl eine Portion zu erhalten, welche er sogleich wieder wegtrug.

Die Freude auf Elminens Gesichte, und verschiedene Zeichen, welche ihr der dienstfertige Bediente gab, wurden von dem Bischofe wohl bemerkt, dem nun das junge Mädchen das Geheimniß erklärte, daß sie von dem Elende einer kranken Mutter dreyer Kinder so gerührt worden sey, daß sie sehr gern ihr Mittagsmahl mit ihr getheilt habe.

„Ich habe geglaubt,“ sagte Elmina zum Bischofe,

„daß eine junge, ihr Kind säugende Mutter unter dem Fenster Ihres Pallastes nicht hungern dürfe. Glauben Sie nicht, Hochwürdigster Bischof, daß es kein vollständiges Fest gibt, wenn man nicht Arme und Unglückliche daran Theil nehmen läßt?“

Der Bischof besucht einen Ball.

Einige Zeit nachher brach in dem Hause eines Drechslers, welches an einen Seitenflügel des Pallastes des Commandanten von Marseille stieß, Feuer aus. Das Haus des Drechslers, des Vaters einer zahlreichen Familie verbrannte zu einem Schutthaufen, er verlor durch diese Feuersbrunst Habe und Gut, der Pallast aber wurde gerettet.

Die Faschingszeit nähete heran. Der Commandant mußte Wohlstandshalber den Officieren und den Angesehensten der Stadt einen Ball geben. Die Versammlung war sehr zahlreich; alles erschien im festlichen Staate und Glanze. Der Cardinal Belloy war zwar kein Feind von öffentlichen Vergnügungen, aber er wohnte selten derley Bällen bey, er blieb auch dießmahl zu Hause; sagte aber zu seinem Kammerdiener, ihn diese Nacht um elf Uhr aufzuwecken, und seine Parade-Pferde an seinen bischöflichen Wagen anspannen zu lassen.

Mitternacht war vorüber. Herr von Belloy trat aus seinem Zimmer und ging zu seinem Wagen, indem er zu einem Bedienten, welcher ihm einsteigen half, sagte:

„In den Pallast des Stadt-Commandanten!“

„Wie? Eure Eminenz!“ versetzte der Diener voll Verwunderung. —

„Ins Hotel des Stadt-Commandanten,“ erwiderte dieser, „ich muß schnell, sehr schnell hin.“

Der Bediente machte den Schlag zu, und wiederholte dem Kutscher den Befehl seines Herrn. —

„Will denn der Herr auf den Ball gehen?“ entgegnete dieser, „du hast unrecht verstanden,“ ein Bischof auf den Ball? dort fahr' ich nicht hin!

„Fahr du nur,“ sagte lächelnd der würdige Cardinal, indem er eines der vordern Wagenfenster niederließ, „ins Hotel des Commandanten!“

„Nun meinetwegen,“ versetzte der Kutscher murmelnd, und jagte die Pferde in vollem Galopp dahin.

Man wundert sich über den Besuch.

Der ehrwürdige Prälat stieg aus dem Wagen, und wie er durch den langen Vorhof ging, war er schon von einer Menge Herren und Damen umringt, die ihn ehrfurchtsvoll ansahen, und nicht begreifen konnten, was seine Gegenwart bedeuete. Der Commandant kam ihm entgegen, und sagte mit der würdigsten Freundlichkeit zu ihm: „Seyn Sie mir herzlich willkommen, hochwürdigster Bischof, allein ich muß gestehen, ich war nicht auf diese Ehre vorbereitet.“ —

„Warum nicht, sagte der Prälat?“ Ich bin ja nie ein Feind von anständigen Vergnügungen gewesen; aber warum schweigt Musik und Tanz? „Wundern Sie sich nicht,“ erwiderte der Commandant, „es ist ein Beweis der Achtung, die man Ihrer persönlichen Größe und dem heiligen Charakter Ihres Standes schuldig zu seyn glaubte.“

„Weil denn nun die Vergnügungen des Balls unterbrochen sind,“ entgegnete der würdige Bischof, „so will ich den Augenblick benutzen, die Ursache zu entdecken, warum ich hierher gekommen bin, und mich in den Augen derer rechtfertigen, die vielleicht diesen meinen Schritt tadeln könnten.“ —

Hierauf wandte er sich an Elmina, Tochter des Commandanten, und sagte zu ihr: „Es gibt kein vollständiges Fest, an dem man nicht Arme und

Unglückliche Theil nehmen läßt. Ich habe mir vorgenommen, diese herrliche Lebensregel überall bekannt zu machen, und ich komme, Fräulein, Sie zu bitten, sie sogleich in Ausübung zu bringen. Indesß sich hier eine glänzende Gesellschaft angenehm unterhält, seufzt dicht neben Ihnen eine unglückliche Familie, der das Feuer ihre kleine Wohnung verzehrt hat. Es bedarf keine große Summe Geldes, um diese Unglücklichen in ihren vorigen Zustand zu bringen, und ihnen Glück und Wohlfeyn wieder zu geben. Erlauben Sie, daß ich die Ehre habe, Sie zu allen Personen zu führen, woraus diese zahlreiche Gesellschaft besteht. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie mit diesem zu einer Sammlung für die Armen bestimmten Beutel versehen, nicht einige Gaben für unsere armen Abgebrannten erhalten sollten. Ich verlange von Ihnen nichts weiter, als daß Sie bey jedem, dessen Mitleid Sie ansprechen, die rührenden Worte wiederholen: „Es gibt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.“

B e s c h l u ß.

Jedermann war über den schönen Einfall des ehrwürdigen Bischofs erfreut, und niemand wunderte sich mehr über seine rührende Anwesenheit.

Elmina, hoch erfreut über den schönen Antrag, ergriff schnell die Hand des Bischofs, der sie in allen Theilen des Saales herum führend, und die schönen Worte der Sammlerinn selbst wiederholend, mit ihr eine Summe von zwölf tausend Franken *) zusammen brachte.

Die so reichlichen Gaben der Gäste nöthigten Elmi-

*) Ein Frank macht in unserm Conventions-Gelde 23 Kr. in klingender Münze.

nen oft, die Gold- und Silberstücke, welche sie in dem Beutel empfing, den sie mit besonderem Anstande und in- niger Kühlung darreichte, in einen großen sammetnen zu schütten, den ihr ein Diener des Bischofs nachtrug.

Den andern Tag sprach man in der Stadt nur von der Almosen Sammlung auf dem Halle. Elmina, in Be- gleitung des Bischofs übergab selbst die zwölf tausend Franken dem Drechsler und seiner Familie, welche ihre Freude und Dankbarkeit nicht genug ausdrücken konnten. Das Haus des Drechslers wurde wieder hergestellt, wie es vor dem Brande gewesen war, und wenn man in der Folge bemerkte, daß der Bischof oder die Tochter des Commandanten an einen öffentlichen Ort führen, zeigte man mit achtungsvoller Theilnahme auf sie, und wieder- hohlte in ihrer Nähe die Worte: Es gibt kein voll- ständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.

Das Opfer väterlicher Liebe.

Joseph Schelb, ein Einwohner des Dorfes Hintergarten im Schwazwalde, arbeitete nahe an einem Teiche zu Ende März 1811. Der Teich war noch gefroren, und seine drey Kinder unterhielten sich am Rande desselben mit Schleifen. Das Eis, welches durch die Strah- len der Sonne schon etwas mürbe war, brach, und alle drey, ein Mädchen von zwölf und fünf Jahren, und ein Knabe von acht Jahren verschwanden unter dem Wasser.

Der Vater, der dieses Unglück sah, riß sich die Klei- der vom Leibe, sprang ihnen nach, um sie zu retten: aber der Teich war eben an diesem Plage zu tief, er verschwand gleichfalls unter dem Eise. Erst am andern Tage, wo man die Zurückkunft dieser unglücklichen Familie vergebens er-

wartet hatte, fand man die weggeworfene Kleidung des Waters und die Spur im gebrochenen Eise. Man zog sie aus dem Wasser; aber sie waren alle ohne Rettung todt.

Ein gemeinschaftliches Grab deckt ihre Leichname, und wird von den Kindern zur Warnung, sich nicht ohne Noth in Gefahr zu begeben, und als Aufmunterung zum Danke gegen ihre Aeltern, welche das Aeußerste für sie wagen, besucht. Empfindsame Aeltern weinen dem unglücklichen S ch e l b, der als Opfer seiner väterlichen Liebe starb, eine mitleidige Thräne.

C h a r a d e n .

1. (5 Buchstaben.)

Einen abgeschmackten Menschen, einen Leeren Kopf bezeichnet mein Ganzes; schneide den ersten Buchstaben davon, so springt mein Rest als das närrischste Thier umher.

2. (4 Buchstaben.)

Dem mutterlosen Säugling bin ich werth,
Ein Mädchennahme bin ich umgekehrt.

3. (6 Buchstaben.)

Ich bin der gesieberte Mann des allbekanntten Bratenvogels.
Nimm den ersten Buchstaben, so klingt der lateinische Name des Weibes.

4. (7 Buchstaben, 2 Sylben.)

Mein Erstes ist die Lu, mein Zweytes jeder Stern;
Mein Ganzes speist ihr Leckermäuler gern.

5. (3 Buchstaben.)

Ich nenne ein Weib, ungeboren, doch gestorben. Kehre mich um, so bin ich der alten Römer Gruß.

I. Bändchen.

P

6. (6 Buchstaben, zwey Sylben.)

Gemächlich lebst von mir der Reiche,
Nimmst du mir Kopf und Schwanz,
So schwimm ich auf dem Teiche,
Als Wasservogel; nimm auch diesen Schwanz
Und Kopf, so bleibt des Vogels Rahme dennoch ganz.

7. (9 Buchstaben. 2 Sylben.)

Was Hain und Flur erquickt in kühler Nacht,
Was glänzend uns in heitern Sommertagen
Im Morgen Sonnen-Strahl entgegen lacht,
Das wird euch meine erste Sylbe sagen,
Bey meiner letzten hört man viele Klagen,
Veränderlich bin ich, wie Knabensinn.
Das Ganze stört des Winters Wohlbehagen,
Doch ist's dafür der schönern Zeit Beginn.

8. (7 Buchstaben.)

Ich bewahre das Geheimniß deiner Gedanken, die du auf
Reisen schickst; dann lieg' ich neben dir als Stange. Du legest
an mir die Nerven deines Geruchs; dann bin ich ein Stock, der
nie im Winkel, wohl aber am Fenster steht.

9. (5 Buchstaben.)

Durch meine Weisheit, meinen Rath,
Besteht der Muselmänner Staat.
Auch wird ein Siß, dir lieb und werth,
Mit diesem Rahmen oft beehrt.
Nimmst du das erste Zeichen mir,
Dann zeigt sich ein Städtchen dir,
Durch Seiden-Industrie bekannt,
In Welisch-Tirol: wie wird's genannt?

10. (4 Buchstaben.)

Ich war und werde seyn, ohn' Anfang und ohn' Ende
All überall, wohin sich jeder wende,
Bin ich, und fehl ihm oft, wenn er nicht fest mich faßt.
Mein Thun ist Fliehn, ich kann nicht bleiben;
Bin köstlicher als Diamant;
Und dennoch stößt du mich wie schlechten Sand
Von dir, und suchst mich zu vertreiben;
Betrachtest mich als eine Last.

11. (10 Buchstaben. 2 Sylben.)

Mein Erstes wünschest du zu wissen?
Vom Mutterbaume losgerissen
Ist's gleich bereit, zu helfen und zu quälen,
Raubt oft dem Starken Kraft, und gibt, wem Kräfte fehlen.
Der Lehrer war vor Zeiten ihm gewogen,
Hat um des Buben Rücken ihn gebogen,
Und so den Bengel meisterhaft gezogen.
Sedoch erzwingt es nie, wie sonst an jedem Thier
Den Klageton vom Zweyten und von mir.
Ich reis'te lang, wie mancher Passagier,
Doch kam ich Ganzes ohne Kopf zu dir.

12. (2 Sylben.)

Mein Erstes ist dem Schwein willkommen.
Mein Zweytes wächst im Walde.
Mein Ganzes ist im Schiffe.

13. (3 Sylben.)

Ha! welch' Gewoge, welch' Gebränge,
Was zieht des Volkes Menge
So eilig nach der Ersten hin? —
Doch wehe! mit verkehrtem Sinn,
Gedankenlos und ohne Streben
Nach dem was groß und edel ist,
Vertändelst du das kurze Leben,
Wenn du das Erste selber bist!

In Kantern und in Kanzelleyen
Sieht man die beyden nächsten reihen
Buchstab an Buchstab, Wort an Wort,
Dhn' eig'nes Denken fort und fort.
Doch halt! — dem edlen Säng'er Ehre,
Der mit dem hohen Sinne euch
Durch hohes Beyspiel und durch Lehre
Hinleitet in des Schönen Reich.

Das Ganze stört euch auf der Reise,
Und fragt nach alter Weiber Weise,
Ganz indiscret und ohne Scheu
Wer du bist, und wer dieser, jener sey;
Ich rathe, bleibt der Wahrheit treu!
Nah an der ersten Sylbe sehet
Ihr lauernd es, nach seiner Pflicht;
Oh' ihr dem Ganzen Rede stehet
Passirt ihr durch die Erste nicht.